

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

| | Seite |
|---|-------|
| Jesuiten im alten Deutschland. Von Karl Jentsch | 193 |
| Mein Werdegang. Von Emil Harriot | 199 |
| Großstadtkraut. Von Walter Zahn | 201 |
| Ecce homo. Von Willi Dünwald | 223 |
| Selbstkneipen. Von Hansl, Horak, Erch. | 229 |
| Verlorenes Geld. Von Cabon | 231 |
| Hohenjöllern-Schulenburg | 236 |

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1914.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband
bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Inseraten - Annahme durch die
Anzeigenverwaltung der Wochenschrift
"Die Zukunft" (Alfred Weiner)
Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207. Fernspr. Zin. 5740 u. 9797
i. d. a. vergrößerte Umschlagseite).

Hotel Esplanade

Berlin **Hamburg**
Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.



Continental

bester
Pneumatic

Gichtbad

Assmannshausen am Rhein

Saison: Anfang Mai bis Ende September.

Versand der **Graf-Adolf-Quelle** ganzjährig.

Überall zu haben; wo nicht, direct ab Quelle.

MOSSE & SACHS

Berlin NW. 7
Unter den Linden 56
(Haus Zollerhof)

Bankgeschäft

Fernspr.: Zin. 12450-52
Telegramm - Adresse:
Samosbank

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 0651. Potsdamerstr. 134a

Constantin Cigaretten

* Vornehmste Marke ®



Berlin, den 6. Juni 1914.

Jesuiten im alten Deutschland.

Der durch seine „Jesuitensabeln“ bekannt gewordene P. Bernhard Duhr hat dem uns zunächst interessirenden Armee-corpß der Compañia de Jesús mit seiner in Herders Verlag erschienenen „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge“ ein Denkmal errichtet, das schon als eine Leistung echt deutschen Gelehrtenfleißes (gegen 2400 Seiten Lexikonostav auf archivalischer Grundlage) Achtung fordert. Als das wichtigste Ergebnis des ersten Bandes habe ich gleich nach seiner Veröffentlichung den Nachweis einer Thatsache hervorgehoben, die den Jesuiten zur höchsten Ehre gereicht, gegen deren Anerkennung sich aber die übrigen katholischen Kreise bis heute noch sträuben: der Thatsache nämlich, daß der Protestantismus seine rasche Ausbreitung in Deutschland der Unwissenheit, Pflichtversäumniß und Verderbtheit des Welt- und Ordensklerus zu danken hat. Der Pater Faber, einer der Mitbegründer der Gesellschaft, der Deutschland von 1540 an kennen lernte, schreibt: „Nicht durch den Mißbrauch der Heiligen Schrift in der Predigt, nicht durch die Scheingründe in den Disputationen haben die Lutheraner so viele Völker zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht: die Hauptschuld trägt das ärgerliche Leben der Geistlichen.“ Was in Deutschland fehlt, urtheilen alle Jesuiten in der ersten Periode ihrer Wirkksamkeit auf deutschem Boden übereinstimmend, sind unterrichtete, sittenreine und pflichttreue Priester. Solche waren sie nun selbst; und eben darum baten sich die katholischen Fürsten, denen an der Erhaltung

und Wiederherstellung des katholischen Glaubens gelegen war, Jesuiten aus und begünstigten die Rekrutierung des Ordens aus der deutschen Jugend. Nördlich von der Mainlinie und östlich vom Niederrhein wirkte zum Abfall noch eine zweite Ursache mit, die den Jesuiten, weil unverständlich, verborgen blieb: die nordische Innerlichkeit und Männlichkeit, der das katholische Ceremonienwesen kindisch, die bunte Priesterkleidung weibisch, Beides verächtlich und lächerlich vorkommt. Bei den leichtblütigen Süd- und Westdeutschen, die in der Musikliebe, im Formen- und Farbensinn den Romanen verwandt sind, fiel dieser Beweggrund weniger ins Gewicht, so daß, wenn die erste Ursache behoben war, das Volk leicht im alten Glauben erhalten oder zu ihm zurückgeführt werden konnte.

Der zweite Band (ein Doppelband) behandelt die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, also die Periode des Dreißigjährigen Krieges. Der Jesuit jener Zeit, wie er in der Phantasie der Protestanten lebt, schreitet an der Spitze einer vertheerten Soldateska einher, die an frommen evangelischen Christen Gräuel verübt. In diesen Bänden dagegen sehen wir, wie Jesuitenkollegien geplündert und verwüstet, die Patres mißhandelt werden und flüchtig unter Gefahren herumirren, dann, wenn sich das Gewitter verzogen hat, zurückkehren, ihre Schüler wieder sammeln und die unterbrochene stille Seelsorger- und Erzieherarbeit geduldig von Neuem beginnen. Ueber Duhrs Stellung zur Gegenreformation hat schon Professor Fasbender in der „Zukunft“ Einiges mitgetheilt. Duhr schreibt: „Auf dem Reichstag in Augsburg im Jahr 1555 wurde der Grundsatz als bindende Rechtsnorm anerkannt, daß der Landesherr über die Religion seiner Unterthanen zu bestimmen habe (*cujus regio, ejus religio*). Nach diesem Grundsatz waren die Protestanten bisher praktisch verfahren. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß diese Norm eine unsittliche ist, möchte sie nun von Protestanten oder von Katholiken angewendet werden. Niemand darf seine Ueberzeugung, so lange sie ihm unerschütterlich fest begründet erscheint, aufgeben und deshalb darf auch Niemand gezwungen werden, seine ehrliche, innerste religiöse Ueberzeugung wegen irdischer Vortheile oder Nachtheile preiszugeben. Jeder wird nach seinem Gewissen gerichtet. Unsägliches Gewissensbedrückung, Gewissensängste und vielfachen charakterlosen Abfall hat die Anwendung dieses von beiden Parteien ausgeübten Grundsatzes für Tausende mit sich gebracht. Zuerst wurden katholische Länder und Provinzen auf diese Weise dem alten, angestammten Glauben abtrünnig gemacht, dann mußten sich die protestantisch gewordenen Unterthanen den jeweiligen lutherischen oder calvini-

sehen Meinungen ihrer Landesherren unterwerfen, endlich an manchen Orten vielfach wieder gegen ihre Ueberzeugung die durch Generationen mit allen Mitteln der Entstellung verhaßt gemachte und als Gözen- und Satansdienst verschriene katholische Lehre annehmen.“ Wie Das praktizirt wurde, mag, wer sich darüber unterrichten will, bei Duhr nachlesen. Hier sei nur erwähnt, daß Becan, der Beichtvater des Kaisers Ferdinand des Zweiten, zur Vermeidung größerer Uebel Duldung der Häretiker empfahl und lehrte, die mit ihnen geschlossenen Toleranzverträge müßten selbstverständlich gehalten werden, und daß sein Nachfolger Lamormaini mit einem anderen Hofjesuiten zusammen für die mit der Durchführung der Gegenreformation beauftragten Kommissare eine Instruktion ausgearbeitet hat, die darauf berechnet war, unnötige Härten zu vermeiden, wie denn die Durchführung auch ohne Blutvergießen verlaufen ist, abgesehen von dem Schauplatz der Bauernaufstände, auf die Duhr nicht eingeht. Daß die Habsburger durch die Haltung der „Herren Stände“, die in Oesterreich die selben Bahnen einschlugen wie in Böhmen, genöthigt waren, den Protestantismus zu bekämpfen, wenn sie nicht abdanken wollten, ist schon von andern Autoren nachgewiesen worden, unter denen R. U. Menzel und Onno Klopp die bekanntesten sind. (Hätte sich Friedrich von der Pfalz in Böhmen behauptet, so würde er ein Scheinkönig, der böhmische Staat, nicht eben zum Besten der Bauern, eine Adelsrepublik geworden sein.)

Eache der Spezialforscher ist es, Duhrs Angaben im Einzelnen nachzuprüfen. Dabei wird ja wahrscheinlich Manches berichtigt werden. Auch ohne Spezialkenntnisse zu besitzen, bemerkt man hier und da, wie, trotz ehrlichem Bemühen, objektiv zu bleiben, dem Auge des katholischen Verfassers die Thatfachen sich ein Wenig verschieben. So mag es ja richtig sein, daß „nach dem Auftreten der Jesuiten im katholischen Deutschland keine Reherhinrichtung bekannt ist, während im protestantischen Deutschland noch Reherhinrichtungen vorgekommen“ seien; aber wenn damit der Schein erweckt werden soll, in der Reherverfolgung gebühre den Protestanten der traurige Ruhm der Priorität, so muß doch, abgesehen von der mittelalterlichen Pragis und der spanischen Inquisition, an die Gewaltthaten erinnert werden, die gleich im Anfang der Reformation in Deutschland wie in den Niederlanden zu ihrer Unterdrückung verübt wurden. Ranke erzählt davon Einiges im zweiten Band seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation. Mag jedoch Duhr in noch so vielen Einzelheiten berichtigt werden: daß Hauptergebniß seiner Forschungen bleibt unanfechtbar bestehen,

ein Ergebnis, das allen Einsichtigen von je her feststanden hat, das aber durch diese detaillierte Schilderung der Thätigkeit der Jesuiten auch dem blödesten Auge deutlich wahrnehmbar gemacht wird: daß die Jesuiten ihre Erfolge nicht diabolischen Künsten und geheimen Ränken, sondern ihrer unermüdlischen treuen und verständigen Arbeit und ihrem exemplarischen Wandel zu verdanken haben. Daß diese Arbeit von der weltlichen Gewalt beschützt und in vielen Fällen erst ermöglicht wurde, mindert ihre Verdienstlichkeit so wenig wie, um von vielen ähnlichen Fällen nur einen zu nennen, das Verdienst der Ärzte um die Seuchenverhütung der Umstand, daß vorher die Obrigkeit den Widerstand einer unwissenden und abergläubigen Bevölkerung dagegen brechen muß.

Pflicht der deutschen Wissenschaft ist es, dieser Wahrheit zur Anerkennung zu verhelfen und das lächerliche Trugbild zu zerstören, das im protestantischen Theil Deutschlands immer noch spukt und fortwirkt in einem überaus thörichten, die katholischen Staatsbürger kränkenden und den Ruf deutscher Kultur schädigenden Ausnahmegesetz. Einzelne protestantische Gelehrte erfüllen ja diese Pflicht; so der bonner Kirchenhistoriker Heinrich Böhmer mit einem trefflichen Buch, das ein anderer Protestant, Gabriel Monod, ins Französische übersetzt hat. (*Les Jésuites*, Paris, librairie Armand Colin, 1910.) Die lange schöne Introduction, die er beifügt, schließt mit den Sätzen: „Nous nous sommes efforcés, M. Böhmer et moi, de traiter avec calme et impartialité ce grand sujet de l'histoire des Jésuites, sur lequel on a presque toujours écrit avec passion. Peut-être avons-nous, sans le vouloir, été trop sévères; peut-être, au contraire, dans notre effort pour être justes, avons nous péché par excès d'indulgence. S'il en est ainsi, nous nous en consolons aisément. Les Jésuites ont été les victimes de trop de jugements haineux, de trop de mesures d'exception injustifiées; ils ont été trop persécutés et honnis, pour qu'une modération plutôt bienveillante ne soit pas, pour les librepenseurs ou les protestants qui parlent d'eux, un devoir d'équité.“ Und da Bücher, die einem herrschenden Vorurtheil unbehagen sind, totgeschwiegen zu werden pflegen, so fordert diese Pflicht noch weiter, daß die Aufklärung nicht nur in Büchern, sondern auch in Zeitungen und Zeitschriften verbreitet werde. Kein billig denkender kann der Gesellschaft Jesu die Anerkennung versagen, daß sie Tausende von Männern hervorgebracht hat, die im Dienst der Nächstenliebe, wie sie diese verstanden, ihr Leben verzehrt und (im Krieg, in der Pflege von Pestkranken, in der Heiden-

mission) den Tod nicht gescheut haben. Ihr Ideal ist nicht das der Mehrheit unseres Volkes, aber es war für das Deutschland des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ein nothwendiges Ideal, denn sie waren die Einzigen, die, durch dieses Ideal begeistert, dem katholischen Theil eine gute Seelsorge und Jugenderziehung zu sichern vermochten. Daß ohne sie ganz Deutschland evangelisch geworden und die Glaubensspaltung vermieden worden wäre, halte ich für unwahrscheinlich. Und wäre es so gewesen, dann würde ich es nicht als ein Glück preisen, denn es würde einen Verlust an Kulturgütern bedeuten. Religion ist nur eins der Kulturgüter, welche die katholische Kirche den Völkern spendet, und sie ist nach der Ueberzeugung vieler unserer Besten (ich meine natürlich nicht die berühmten Stützen von Thron und Altar) ein Kulturgut, mögen auch viele Andere sie für überflüssig halten oder gar zu den Kulturhemmnissen rechnen. Die Schwäche der anderen Kirchen nun ist allgemein anerkannt. So hat jüngst Hermann Graf Kayserling in der Wochenschrift „Die That“ die Zersetzung der Religion im Protestantismus sehr gut aus dessen Natur erklärt. (Er definiert Protestantismus als die der Außenwelt zugekehrte Form des Seelenlebens und wendet die Kategorien Katholizismus und Protestantismus auch auf die indischen Religionen an.)

Ein Werk wie das Duhrs muß natürlich wichtige Beiträge zur Kultur und Weltgeschichte liefern; sind doch das Leben der Jesuiten in ihren Häusern, ihr Schulbetrieb, ihr Theaterwesen, ihre Seelsorgerthätigkeit, ihre Schriftstellerei, ihre Oekonomie selbst schon ein gutes Stück Zeitskultur. Und sie erscheinen durchaus als Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes, auch darin, daß man ihnen übertriebenen Antialkoholismus nicht vorwerfen kann: in manchen Kollegien macht der Posten „Wein“ ein volles Drittel der Kosten für den Tisch aus. Ganz unbegründet ist die Vorstellung, sie seien Marionetten, blinde Werkzeuge in der Hand des Generals. Duhr führt uns eine Reihe charaktervoller Persönlichkeiten vor, die in lebhaften Kontroversen mit ihren Ordensgenossen geriethen und innerhalb der Grenzen, die eine strenge Disziplin allerdings zieht, ihre Ansicht und ihr Recht auch dem General gegenüber verfochten. Immer in einer urbanen Sprache übrigens, deren sich auch der General befleißigt. Der Grobianusstil der Zeit hat (darin sind sie nicht deren ganz echte Kinder) bei ihnen nur wenige Vertreter gefunden.

Und wie viel wichtige Ereignisse werden berührt, deren Kenntniß diese Darstellung vervollständigt! Außer den katholischen Kirchengenenne ich nur noch den Fall Magdeburgs und den Antheil

Samormainß am Sturz Wallensteins. Die Stellung der Jesuiten zu den Hexenprozessen wird sehr ausführlich behandelt. Schon im ersten Band war hervorgehoben worden, daß Ignatius und sein Freund Faber das dunkle und gefährliche Gebiet der Dämonologie vorsichtig gemieden haben. Auf die Kunde, daß ein Jesuit in Löwen sich mit Teufelsaustreibungen abgebe, schrieb der P. Faber: „Diese Teufelsaustreibungen kann ich durchaus nicht billigen. Der Vater soll wissen, daß dabei viele Täuschungen unterlaufen. Er möge, wie es die Aufgabe des Priesters ist, die Teufel aus den Seelen austreiben und den Egorzisten überlassen, ihr Amt auszuüben.“ Im zweiten Band wird dann berichtet, welche Jesuiten sich an der Verfolgung der Hexen betheilig haben (der Schlimmste war Delrio; über dessen Buch *Disquisitiones magicae* ürtheilt Döllinger, daß es noch abscheulicher sei als der Hexenhammer), welche dem Unsug steptisch gegenüberstanden und welche ihn bekämpft haben. Dies haben bekanntlich Tanner und Spee gethan. So weit, den Glauben an die Möglichkeit der Zauberei zu bekämpfen, konnten sie nicht gehen, denn Das hätte den Geistlichen wie den Laien aller drei Konfessionen für die unverzeihlichste aller Kezereien gegolten; sie bekämpfen nur die Niedertracht der Angeberei und der Prozeßführung, die furchtbare Grausamkeit und die Zweckwidrigkeit der Folterungen und (besonders Spee) den unvernünftigen Wahn, der in jeder Maus und in jedem schwarzen Vogel einen Teufel, in jedem nicht auf den ersten Blick erklärbaren Naturvorgange einen Zauber, in jedem nicht ganz gewöhnlichen Menschen einen Teufelsbündler sah; überhaupt die Sucht, in Alles und Jedes den Teufel einzumischen; eine Sucht (Das sagt nicht Duhr, sondern Geschichtsforscher wie Döllinger und Karl Adolf Menzel beweisen es), von der Luther und die lutherischen Theologen förmlich besessen waren. Die dankenswerthe Inhaltsangabe der *Cautio* ist höchst wichtig für die Kenntniß sowohl dieser entsetzlichen Gräucl wie des Charakters, der Denkens- und Empfindensweise des edlen Dichters der *Truch-Nachtigal*.

Reiße.

Dr. Karl Jentsch.



Mein Werdegang.

Ich war neun Jahre alt, als ich zum ersten Mal ein Gedicht zu machen versuchte. Die Sache erwies sich als ungemein schwierig. Eine Zeile gelang, bei der zweiten fiel mir kein passender Reim ein. So versuchte ich es mit der dritten. Die Idee zu dem Gedicht hatte ich zwar ziemlich klar im Kopf: es haperte nur mit der Form, die sich nicht finden lassen wollte. So saß ich, in meine Arbeit vertieft, kaute an der Feder, schrieb wieder eine Zeile, strich sie wieder aus und schreckte zusammen, als mein Vater, dessen Kommen ich überhört hatte, plötzlich neben mir stand und mich fragte, was ich denn da schreibe.

„Ein Gedicht“, sagte ich.

Er war sehr verwundert. Ich hatte noch niemals gebichtet.

„Laß' mich sehen“, meinte er und las, was ich geschrieben hatte.

Es war erst der Anfang und handelte von einem reichen und vornehmen Mann, den sein Spaziergang vor eine Kirche führt, an deren Thor ein Bettler steht. Der Reiche hemmt den Schritt, spendet dem Armen gütige Worte, ist voll Theilnahme gegen ihn und beschenkt ihn am Ende. Weiter war ich noch nicht gekommen.

Mein Vater fühlte sich, ohne die höchst mangelhafte Form zu bereden, von der Tendenz meiner Mache angenehm berührt. Er war Optimist und Menschenfreund (mir scheint, daß man das Erste sein muß, um das Zweite bleiben zu können); und so bemerkte er anerkennend: „Das ist hübsch von Dir, daß Du einen guten und mildthätigen Menschen schilderst.“

„Aber nein!“ entgegnete ich. „Das ist er ja gar nicht. Er ist ja ein Heuchler!“

Das Gesicht meines Vaters zog sich beträchtlich in die Länge. „Was soll denn Das heißen?“ fragte er nicht ohne Strenge. „Und was weißt denn Du von einem Heuchler?“

„Ich weiß schon, was ein Heuchler ist!“ war meine Antwort. „Der in meinem Gedicht thut nur so mitleidig, weil er von den Leuten gesehen wird und bewundert werden will. Im Stillen ärgert er sich über den Bettler, der ihm nur lästig ist und den zu beschenken ihn gar nicht freut. Ich bin nur noch nicht so weit. Aber Das kommt jetzt.“

Der Vater schüttelte den Kopf und gab mir mein Fragment zurück. „Daß Dir nichts Freundlicheres zu schreiben einfällt, ist sehr merkwürdig“, sagte er. „Ist sogar traurig.“

Das konnte ich nicht finden. Da es Heuchler gab: warum sollte man nicht einen schildern dürfen? Was war denn Trauriges dabei?

Dieser erste Versuch (der übrigens Bruchstück geblieben und von mir vernichtet worden ist) war bezeichnend für meine schriftstellerische Laufbahn. Ich habe noch oft und oft, wie man es nennt, „Anstoß erregt“ mit meinen Arbeiten; und wahrlich nicht nur bei meinem Vater.

Man nennt die Kindheit gern das Paradies des Lebens und sogar Schopenhauer hat sie so genannt. Ich aber müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir die Kinderzeit ein Paradies bedeutet habe. Etwas war in meinem Leben, womit ich mich nicht abfinden konnte; etwas Unabänderliches: ich wollte kein Mädchen sein. Als ganz kleines Ding von drei, vier, höchstens fünf Jahren meinte ich, die mir unerfreuliche Thatsache aus der Welt schaffen zu können, indem ich sie einfach ignorirte. Wenn ich von mir sprach, sagte ich niemals ich, sondern unweigerlich er; er will Das, er will Jenes. Man lachte dazu und maß der kleinen Eigenthümlichkeit keine Bedeutung bei. Das werde sich geben, meinte man vermuthlich. Aber es gab sich nicht: es entwickelte sich. Als ich älter wurde, hörte ich wohl mit der Er-Redeform auf. Doch der Protest gegen mein nicht zu änderndes Schicksal blieb bestehen. Ich wollte kein Mädchen sein. Mit Vorliebe zog ich die Kleider meines Bruders an und war stolz, wenn mich fremde Leute für einen Jungen hielten. Oder ich bat, ich flehte um ein Wunder, wenn ich vor dem Einschlafen mein Abendgebet sprach. Der liebe Gott, dem ja Alles möglich ist, möchte in der Nacht einen Knaben aus mir machen! Mir träumte auch manchmal, daß ich ein Knabe sei; und dann war das Erwachen sehr bitter. Die Hoffnung auf ein Wunder schwand natürlich auch und ich bat den lieben Gott um andere, erfüllbare Dinge. Wenn ich schon ein Mädchen war und bleiben mußte, so wollte ich wenigstens als Mädchen etwas Besonderes werden.

Dieses Besondere zeigte sich fürs Erste in einem ungewöhnlich reizbaren Nervensystem. Ich konnte sehr wild sein und mit Bruder und Vettern um die Wette toben und schreien; meist aber war ich ein ernstes, in Melancholie neigendes, verschlossenes und trotziges Kind, das ohne bestimmte Veranlassung Thränen vergoß und sich unglücklich fühlte. So erinnere ich mich, daß ich an meinem neunten Geburtstag unaufhörlich weinte, — nur, weil mein Geburtstag war. Die Straße war mir etwas Unheimliches. Ich sah da zu viel Häßliches und Rohes und mir entging leider nichts. Unter Thierquälereien habe ich schon als Kind unfähig gelitten; ein Leid, das mich durchs ganze Leben begleitet hat. Ich liebte die Thiere. Jedes hätte ich gern gestreichelt und geliebkost. Vor den Menschen auf der Straße aber fürchtete ich mich. Ich hatte den ziemlich weiten Weg nach und von der Schule mit meiner Schwester zu machen. Zwei kleine Mädchen! Und wir wohnten damals in Erbberg, wo es viele rohe Straßenrangen gab. Die netten und verfolgten uns manchmal, schnitten uns Gesichter, sagten uns etwas Unfreundliches. All Das machte einen frankhaft starken Eindruck auf mich; in war in steter Angst auf der Straße. Als wir von Erbberg in den ersten Bezirk übersiedelten, wurde es besser. Ich hatte wohl auch da manchen häßlichen Straßeneindruck, doch er war anderer Art. Von bösen Straßenrangen wenigstens blieb ich verschont.

Was aber noch schlimmer war als alle diese Dinge, war meine Gespensterfurcht. Oft fürchtete ich mich entsetzlich in der Nacht, ohne

sagen zu können, wovor. Ich litt auch an Gehörshalluzinationen. Im Nebenzimmer ging Jemand auf und ab. Oder Jemand saß an meinem Tisch und schrieb. Oder nebenan wusch sich Jemand. Ganz deutlich hörte ich das Krachen der Dielen, das Krachen der Feder, das Rieselndes des Wassers. Einmal vernahm ich ganz in meiner Nähe ein lange anhaltendes, häßliches Gelächter. Uebrigens war es nur in einer einzigen Wohnung so arg. Es war ein altes Haus; die unregelmäßig gebauten Zimmer hatten unheimliche Winkel und in einigen Räumen blieb es auch bei Tag dunkel. Diese Wohnung erscheint mir heute noch hin und wieder im Traum; und dann frage ich mich ganz entsetzt, warum ich denn wieder da sei.

Zu dieser Schreckhaftigkeit bei Nacht und der krankhaften Scheu vor allem Häßlichen und Rohen gesellte sich eine geistige Frühreife, die den Nerven auch nicht beförmlich war. Gedichte wie den „Erlkönig“ und „Des Sängers Fluch“ wußte ich vom bloßen Hören schon auswendig, als ich erst dürftig lesen konnte. Mit neun Jahren fing ich Schillers Gedichte zu lesen an. Aber meine größte, meine, wie mir scheint, nie wieder erreichte Begeisterung galt des Dichters Jugenddrama, den „Räubern“, die ich mit elf Jahren verschlang und so leidenschaftlich liebte, daß ich den Band mit ins Bett nahm, um noch vor dem Einschlafen und gleich beim Erwachen darin lesen zu können. Einen nicht eben so, aber doch auch sehr tiefen Eindruck machten mir die „Ahnfrau“ und „Olofars Glück und Ende“, die mir bald nach den „Räubern“ in die Hände fielen. Daß der Dichter dieser Dramen noch lebe und in Wien lebe, hörte ich. Und bei dieser Kunde erwachte das heiße, mir vermessen scheinende Verlangen: ihn sehen! Einmal nur! Vielleicht ein paar Worte mit ihm sprechen...

In späterer Zeit, als Grillparzer schon lange in der Erde lag, ist mir manchmal der Gedanke gekommen: Und wenn ichs gewagt hätte? Wenn ich in seine Wohnung gegangen wäre und gebeten hätte, ihn für einen Augenblick sehen zu dürfen? Die Schwestern Fröhlich waren liebevoll und gut. Vielleicht hätte das scheue kleine Mädchen sie gerührt und sie hätten mich zu dem Dichter geleitet. Und vielleicht hätte auch er beim Anblick des zitternd vor ihm stehenden Kindes ein liebes Wort gefunden. Vielleicht! Für mich wäre es ein unvergessliches Erlebnis gewesen. Doch ich bin nicht zu ihm gegangen. Dazu war ich viel zu scheu. Ein Dichter bedeutete damals das Höchste für mich, was es überhaupt geben konnte. Er war mir wie ein Gott, den man wohl in seinen Werken bewundern, doch nicht von Angesicht zu schauen begehren darf.

Wenn ich meine aus der Kinderzeit stammenden Tagebücherdurchblättere, ersehe ich, daß ich das Dichten, wie ich meine kindlichen Versuche zu nennen für gut fand, seit jenem ersten Gedicht in der Stille fortgesetzt habe. Doch es spielte noch eine geringere Rolle in meinem Leben als andere Dinge. Ein brennendes Interesse hatten meine Geschwister und ich für Schauspieler; in erster Linie für Hofburgschau-

spieler. In meinem Tagebuch ist oft davon die Rede, daß wir auf unseren Spaziergängen begierig nach unseren Lieblingen auslugten und bitter enttäuscht waren, weil wir nicht das Glück hatten, auf der Straße einen der von uns verehrten Künstler zu begegnen. Einmal nur wird erwähnt, daß wir auf der Ringstraße Herrn Karl Blasel erspähten. Mein Bruder trat schnell auf ihn zu, zog den Hut und fragte bescheiden, wie viel Uhr es sei. Der berühmte Komiker sagte freundlich: „Bitte, sich zu bedecken“; und gab die erbetene Auskunft, worauf wir uns höflich befriedigt nach Haus trollten.

Jeder Theaterbesuch war ein Ereigniß, von dem im Tagebuch des Langen und Breiten berichtet wird. Am Höchsten stand natürlich eine Vorstellung im Hofburgtheater. Joseph Wagner (den auf der Bühne zu sehen ich nur einmal Gelegenheit hatte) und Lewinsky waren meine Lieblinge, Lewinsky als Franz von Moor für mich als schauspielerische Leistung so ziemlich das Größte, was ich mir denken konnte. Mein ganzes Taschengeld gab ich für Photographien von Schauspielern aus. Aber diese Schwärmerei für Bühne und Mimen im Allgemeinen und für die „Burg“, wie das Hoftheater kurzweg genannt wird, im Besonderen war etwas durchaus Gewöhnliches. Wer hätte in Kindheit und Jugend nicht fürs Theater geschwärmt! Seltsamer ist eine andere Schwärmerei, die mich befiel, als ich elf Jahre zählte, und die eine Reihe von Jahren gedauert hat. Sie galt dem Kaiser der Franzosen, dem dritten Napoleon. Es war, wenn ich so sagen darf, eine Liebe at first sight. Das heißt: gesehen habe ich den Kaiser nie, sondern nur ein Bild von ihm. Aber dieses Bild machte einen so gewaltigen Eindruck auf mich, daß ich es wohl eine halbe Stunde anstarrte und mich endlich, ganz benommen, von ihm losriß. Seitdem herrschte der Kaiser, als Obergott, neben kleineren Göttern in meinen Gedanken. Ich suchte in der Zeitung nach ihm, las seine Reden, prägte mir von ihm citirte Aussprüche ein, verfolgte mit Interesse alle Vorgänge in Frankreich. Denn beim Kaiser allein blieb meine Liebe nicht stehen. Sie erstreckte sich zunächst auf seine Frau und seinen Sohn, umfaßte dann alle seine Minister (Kouher war mir der Liebste, nach ihm kam Marshall Niel) und schließlich ganz Frankreich. Als Dreizehnjähriger erschien es mir wie ein schöner Traum, wenn ich an seinem Hof, in seiner Nähe leben dürfte, nur, um ihm zu dienen, ihm und seiner Familie anzuhängen in schrankenloser Treue, für ihn, wenn es noththun sollte, auch zu sterben.

Diese wunderliche Schwärmerei war ja wohl nichts Anderes als die Ausgeburt einer sehr lebhaften Phantasie, die noch nicht recht wußte, wie sich austerben, und in ihrer Unruhe und Gebundenheit auf merkwürdige Einfälle gerieth, um sich Luft zu machen. Jedenfalls aber nahm ich die Sache damals durchaus ernst und sprach in meinem Tagebuch feierlich davon als von einem bedeutungsvollen Geheimniß. In den Romanen, die ich schrieb (ich schrieb bereits Romane), spielten Kaiser Napoleon der Dritte und ich die Hauptrollen. Ich war an seinem Hof und diente ihm und seiner Familie. Und es beglückte mich, mir dieses Glück wenigstens auf dem Papier verschaffen zu können.

Der Napoleon-Kultus dauerte bis Sedan. Dann erlosch er jähling. Aber das Bedürfnis, etwas mir Unerreichbares, gewissermaßen in den Wolken Thronendes aus der Ferne anzuhimmeln, war so stark, daß ich nur den Gegenstand wechselte und an des Kaisers Stelle dessen (neben Henri Rochefort) wohl unverföhnlichsten Gegner Leon Gambetta setzte. Mit ihm liebte ich ganz Frankreich, liebte es mit der schwärmerischen Liebe, die man wirklich nur für ein Traumland haben kann, was Frankreich, dessen Boden ich niemals betreten hatte, für mich war. Gambetta und sein Vaterland habe ich auch viel besungen.

Einstweilen aber stand noch der Kaiser obenan und trat als Held in meinen Romanen auf. Daneben schrieb ich auch Anderes: Gedichte und Dramen. Doch mein Tagebuch nimmt wenig Notiz davon. Viel öfter als meine Dichtungen erwähnt es die interessante Thatsache, daß ich irgendwo, im Prater oder im „Paradiesgarten“, Gefrorenes gegessen habe. Einmal heißt es: „Ich habe meinen Roman ‚Aus dem Sklavenleben‘ fortgesetzt.“ Weiß der Himmel, was für ein Zeug Das war.

Von allen diesen Stümpereien besitze ich nur noch ein paar dünne Hefte, auf deren Umschlag ich mit unfertiger, noch gänzlich charakterloser Kinderschrift, so, wie es sich für einen Dichter gehört, geschrieben habe: „Emilie Matajas sämtliche Werke.“

Diese Hefte enthalten ausnahmslos Theaterstücke. Einige dieser (anerkanntenswerth kurzen) Stücke gelangten im Haus meiner Tante zur Aufführung. Meine Geschwister, meine Vettern und ich spielten sie unseren Eltern, Tanten und Onkels vor und die geduldigen Zuhörer nahmen die Werkchen der elfjährigen Dichterin mit nachsichtigem Wohlwollen auf.

Meiner Dichterei wurde zu Haus überhaupt nichts in den Weg gelegt. Was die Eltern kannten, war so harmlos und meinen Jahren durchaus angemessen, daß sie keinen Grund sahen, mir zu wehren, und mich in aller Ruhe dichten ließen.

Dann aber kam, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein fürchterlicher Krach.

Unsere Tagebücher und alle unsere Dichtungen (meine Geschwister dichteten damals nämlich auch: wohl aus Nachahmungstrieb, aber bei ihnen wars nur eine Kinderkrankheit), alle unsere Geisteseshätze lagen in einer unversperrbaren Lade. Eines Tages, als meine Schwester und ich nicht zu Haus waren, fiel es unserem Papa ein, in dieser Lade Umschau zu halten. Er fand und las unsere Tagebücher und einige sehr exaltirte Dichtungen von mir, die vom Kaiser Napoleon handelten. Es war eine Katastrophe.

Das Tagebuch berichtet darüber: „Der Vater hat mein Tagebuch genau durchgelesen. Ich war darüber sehr verstimmt, denn er sprach zwei Tage kein Wort mit mir. Er war namentlich über das Napoleon-Gesheimniß sehr böse. Ueber das Tagebuch meiner Schwester war er auch unwillig, denn sie hat sich oft absällig über ihn geküßert.“ (Das war wohl das Schlimmste.) „Er hat uns verboten, jemals wieder zu dichten.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Ich soll nicht mehr dich-

ten und meine Werke soll ich der Mutter ausliefern. Nein! Nein! Meine Werke wird mir Niemand rauben. Vielleicht, vielleicht kommt einmal ein Werk von mir in die Oeffentlichkeit. Nur dieser eine Wunsch: ein kleiner Dichter zu werden" (das Wort Schriftsteller war mir noch nicht geläufig), „nur dieser Wunsch soll in Erfüllung gehen . . .“

Dem väterlichen Verbot erging es wie jedem Verbot dieser Art: was offen zu thun nicht erlaubt war, wurde eben heimlich gethan. Ein Trauerspiel, das ich bereits fertig hatte und das den unglücklichen Erzherzog Maximilian zum Helden hatte, ließ mir keine Ruhe. Ich wollte es dem Burgtheater einreichen. Doch meine Mutter bekam Wind von dieser Absicht und schritt energisch dagegen ein. „Du machst Dich ja bloß lächerlich“, sagte sie, „und Das will ich nicht.“ So gab ich mein Vorhaben auf.

Aber es wurde weiter gedichtet: emsig und unermüdtlich. Der Mutter Drohung, daß „sies dem Vater sagen werde,“ half nichts dagegen. Die Krankheit war unheilbar. Und schon regte sich in mir das heiße Verlangen: gedruckt zu werden, zu beweisen, daß ich was kann.

Es war ein steter Kampf zwischen meiner Mutter und mir. Sie hatte in ihrer Mädchenzeit ein Geschäft geleitet und war im Prinzip durchaus nicht gegen Frauenarbeit und Erwerb. Aber zu meiner schriftstellerischen Begabung, für die ja noch kein Beweis erbracht war, fehlte ihr jedes Vertrauen. Sie hielt mich für überspannt und anmaßend und wollte mich, natürlich aus Liebe und in der besten Meinung, um jeden Preis zu einer guten Haustochter machen. Ich aber empfand ihre wohlgemeinten Bestrebungen als Tyrannei, fühlte mich unverständlich und unglücklich, fügte mich, weil ich mußte (im Tagebuch steht: „Die Verrichtung der kleinen häuslichen Pflichten war und ist mir verhaßt“), und dichtete, wenn die Mutter zu Bett gegangen war und ich eine Störung nicht mehr zu befürchten hatte.

Ein vorübergehender und wirklich rein zufälliger Erfolg: daß nämlich zwei Kleinigkeiten von mir, unter den zahllosen Einwendungen an Zeitungen zwei, honorarlos natürlich, gedruckt wurden, änderte an der Gesinnung meiner Mutter nichts. Für den Augenblick hat sie sich zwar gefreut und die gedruckten Kleinigkeiten im Verwandtenkreis bekannt gemacht. Doch da keine Fortsetzung dieses flüchtigen Erfolges sich einstellen wollte, erwachte die mütterliche Angst aufs Neue. Es war und blieb ihr ein Dorn im Auge, wenn sie mich schreiben sah. Sie hielt meine Hoffnungen für ein Irrlicht, das mich in den Sumpf bitterer Enttäuschung locken und mich nur unglücklich machen werde. Darum, aus Liebe zu mir, ihr zäher Widerstand. Und weil ich eben so zäh war, kam es zu keinem Frieden, zu keinem guten Einvernehmen zwischen uns.

Sie starb zu früh. Das Schicksal hat mir nicht Zeit gelassen, ihr zu beweisen, daß ich das Recht und wohl auch die Pflicht gehabt hatte, mich ihrem Gebot zu widersetzen. Ich war erst siebenzehnjährig, als wir sie begruben.

Nun folgte eine Periode des Kampfes. Ich hatte keinen Berather, hatte Keinen, der berufen gewesen wäre, mich zu unterweisen, zu belehren, zu zügeln. Meine Leser und Kritiker bestanden vorläufig fast ausschließlich aus meinen Geschwistern und einem meiner Vettern; und diese Leser kritisirten nicht, sondern fanden Alles, was ich zusammenschrieb, einfach großartig. Und ich fand es auch so.

Es waren merkwürdige Produkte. Von den Schranken, die einem Schriftsteller gezogen sind, namentlich aber einem, der Aufnahme in die „Familienblätter“ finden will, hatte ich keine blasse Ahnung. Ich schrieb wild darauf los und meinte, daß man Alles sagen dürfe, wenn es nur wahr sei, wenn es nur „vorkomme“. Heute schreibt man ja ganz anders als damals. Auch in Deutschland. Die Wandlung hat sich rasch vollzogen und ich hätte nur um einige Jahrzehnte später geboren zu werden brauchen, um eine andere Zeit, eine mir viel günstigere Zeit vorzufinden. Die nordischen, die russischen die französischen Schriftsteller schrieben ja schon damals anders. Ich verehrte sie auch sehr und suchte mich an ihnen zu bilden. In erster Linie an den Russen. Für die deutschen Romane- und Novellenschreiber hatte ich nicht viel übrig. Sie waren mir zu zahm, zu wenig „realistisch“, um ein damals auftauchendes Schlagwort zu gebrauchen.

Meine eigene Schreibart war nur insofern „realistisch“, als ich jeden Lichtstrahl energisch verbannte und Leben wie Menschen in un-durchbringliches Dunkel hüllte. Manchmal schilderte ich zwar auch gute, tüchtige, pflichtgetreue Menschen. Aber die ließ ich, wie zur Strafe, wenigstens sehr unglücklich werden. Die anderen (und sie bildeten die erdrückende Mehrzahl) waren gewöhnlich nicht gerade schlecht, wohl aber physisch oder seelisch morsch und krank, haltlos, ohne jede Hemmung ihren Instinkten, Leidenschaften, Schwächen ausgeliefert. Kein Ausdruck war mir zu gewagt und ich sprach über das Heikelste so unbedungen, als wenn es sich ums Wetter handelte.

Und diese merkwürdigen Produkte bot ich voll naiver Zuversicht Tageszeitungen und Wochenblättern an. Ob die Redakteure meine fast unleserlich geschriebenen Manuskripte gelesen haben, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß mir meine Sachen, als „für das Blatt nicht geeignet“, stets zurückgestellt wurden. Endlich aber gerieth ich an einen anders gearteten Redakteur; ich hatte ihm eine Novelle persönlich eingehändigt und er nahm sich die Mühe, sie zu lesen. Der gute Mann, der mich ja gesehen hatte, ein ganz junges scheues und zurückhaltendes Mädchen, war nach der Lecture wie vor den Kopf geschlagen. Er schrieb mir einen langen Brief, dem ich einige Stellen entnehmen will: „Wie war es möglich, daß sich gerade Ihnen jene bodenlose, durch nichts idealisirte Korruptheit offenbaren konnte, die sich in der That in einem Theil der Gesellschaft findet, jene Korruptheit, die Sie mit einer nahezu abstoßenden Wahrheit geschildert? Sie erkennen die volle Gewalt der Sinnlichkeit und schrecken keinen Augenblick davor zurück, das Erkannte in schroffster Form zum Ausdruck zu bringen. Wer hat Ihnen alles Das

gesagt? Wie konnten Sie all Das erfahren? Und nach welchem Muster haben Sie den bei Anfängern so äußerst seltenen Schwungvollen Stil, die lebendige Darstellung erworben? Ich stehe vor einem Räthsel, dessen Lösung mich interessirt." Am Schluß aber erklärte er meine Arbeit trotz Allem für nicht druckfähig: sie sei mehr eine anatomische Studie als eine Schöpfung der Poesie. Ich ließ den Herrn noch eine zweite Erzählung lesen, über die er sich nicht anders äußerte: worauf ich, verstimmt darüber, daß er meine Arbeiten nicht drucken lassen wollte, den Verkehr mit ihm, als zwecklos, wieder abbrach.

Ich möchte hier eine Episode einschleiben, die man, mehr im Scherz als im Ernst, „Pegasus im Joch“ überschreiben könnte.

Der Herausgeber eines kleinen Blattes für Hausfrauen hatte mich zur Mitarbeit aufgefordert und ich schrieb Artikel um Artikel für sein Blatt. Von einem Honorar war lange Zeit keine Rede. Aber als ich dem Blatt auch eine Novelle (wohl das Larmohanteste, was ich jemals geschrieben) gegeben hatte und wieder nichts dafür bekam, drang ich auf Bezahlung. Darauf ernannte er mich zu seiner Mitredaktrice und bewilligte mir einen Monatsgehalt von dreißig Gulden. An meine redaktionelle Thätigkeit bei dieser interessanten Zeitung denke ich mit Heiterkeit zurück. Mein Bruder half mir dabei: wir schrieben Rezensionen über Bücher nach deren Titel und Inhaltsverzeichnis, korrigirten zusammen die eingelaufenen Manuskripte und wußten nicht, worüber wir uns am Meisten wundern sollten: über die Redlichkeit der Verfasser, die solchen Quark zum Druck anboten, über den Herausgeber, der den Muth hatte, diesen Quark zu drucken, oder über die Anspruchlosigkeit des Publikums, das für dieses Blatt jährlich vier Gulden hinauswarf. Freilich bestand die Mitarbeiterschaft zum größten Theil aus Abonnenten und deshalb drückte der Chefredakteur ein Auge zu. Um so eher, als er die wenigsten Arbeiten honorirte.

Mein Bruder hat auch einige Gratis-Artikel für dieses Blatt geliefert, die, ernst und belehrend, wie sie waren, für dessen Rahmen wie geschaffen schienen. Ich aber hatte mich durch meine feste Feder, die, im Gegensatz zur herrschenden Tendenz der Zeitung, den Frauen oft unangenehme Dinge sagte, statt ihnen zu schmeicheln, bei einem Theil der Abonnentinnen so verhaßt gemacht, daß ich auf einen Wunsch meines Chefs nur noch unter einer Chiffre schreiben durfte. Der Herr war, seit er mich bezahlte, viel kritischer und anspruchsvoller geworden. Er hatte an Allem zu tadeln, wies Manches zurück und war mit meinen Aenderungen an fremden Manuskripten niemals zufrieden.

Ich nahm mein Amt eben nicht sonderlich ernst. Da Alles, was einlief, mir maßlos schlecht vorkam, erklärte ich Alles für druckfähig. Die meisten Bücherrezensionen schrieb mein Bruder und ich setzte nur meine Chiffre darunter. Wir lobten immer, denn wir lasen die Bücher nicht (oder doch nur wenige). Diese Stellung paßte nicht für mich und ich nicht für sie. Das fand auch mein Chef: nach zwei Monaten löste er unsere Verbindung.

Im Ganzen hat mir dieser Herr hundert Gulden gezahlt. Ich bin dafür zwei Monate Redactrice gewesen und habe ihm außerdem eine Novelle, zehn größere Aufsätze und drei kleine Artikel geliefert. Darunter waren recht gute Arbeiten. Zum Schluß schrieb ich ihm noch einen langen Aufsatz für seinen Hausfrauenkalender. Ich brauche mir also nicht den Vorwurf zu machen, daß mein Chef mich überzahlt hat.

Als ich neunzehn Jahre zählte, fiel mir ein Buch in die Hände, das, obwohl in deutscher Sprache abgefaßt, durchaus undeutsch war: das „Vermächtniß Rains“ von Sacher-Masoch.

Dieser Name hat in späterer Zeit eine nicht neidenswerthe Berühmtheit erlangt. Damals jedoch war das Wort vom „Masochismus“ noch nicht geprägt und ich wußte von diesem Dichter nichts, als daß er das „Vermächtniß Rains“ geschrieben habe. Sein Werk begeisterte mich. Und in der Neujahrsnacht setzte ich mich hin und schrieb dem Dichter einen jener aufrichtigen, heißen und gleichsam um Hilfe bittenden Briefe, wie man sie eben nur in der Jugend schreibt.

Sacher-Masoch ist fast ein Jahr lang mein geistiger Führer gewesen und noch heute bin ich ihm dankbar für die Geduld und Güte, die er mir bewies, für das aufmunternde Lob, das er meinen Versuchen gezollt, für die guten und vernünftigen Rathschläge, die er mir ertheilt hat. Vielleicht wäre es besser für mich gewesen, wenn er meine unreifen Produkte nicht überall angeboten hätte: aber meine Ungebuld, meine Eier, mich gedruckt zu sehen, haben ihn gewissermaßen dazu gezwungen. Er hat mir von graffen Stoffen, widerlichen Charakteren und unmöglichen Situationen immer abgerathen; aber ich war nicht zu bändigen.

Seine Empfehlungsbriefe halfen mir darum auch blutwenig. Meine Manuscripte kamen als „ungeeignet“ immer wieder zurück. Nur bei zwei Novellen glückte es mir, sie (in wenig gelesenen und darum elend zahlenden Blättern) unterzubringen.

Als mein brieflicher Verkehr mit Sacher-Masoch aus Gründen, die nicht hierher gehören, zu Ende war, hatte ich bereits einen neuen literarischen Rathgeber gefunden: den Schriftsteller Karl Emil Franzos. Auch mit Paul Heyse kam ich in Berührung. Doch Heyse lobte mich nicht genug. Franzos that es und so hielt ich mich lieber an ihn. Unter seiner Leitung theilte sich meine Arbeit in zwei grundverschiedene Arten: in der einen schrieb ich so, wie ich wollte, und diese Arbeiten liebte ich; in der anderen machte ich Konzessionen, um gedruckt zu werden. Diese, die zahmen, wurden auch gekauft und gedruckt; die anderen, auf die allein ich stolz war, wurden abgelehnt. Weßhalb mich mein Bischen Erfolg eher verstimmte als erfreute. Ich kam mir vor wie ein Mensch, den man nur gelten läßt, so lange er eine Maske trägt.

Die Schriftsteller verwöhnten mich, im Gegensatz zu den Redacturen, sehr. Sacher-Masoch hatte es gethan und Franzos lobte mein Talent noch kräftiger. Ich müsse nur lernen, mich zu zügeln, meinte er. Da ich Das nicht wollte und wir uns überhaupt nicht vertrugen, sah

ich mich nach einem neuen Führer um und fand ihn in dem eigenartigen und begabten, heute aber verschollenen Schriftsteller Emil Mario Vacano. Ich gab ihm eins meiner wilden Produkte zu lesen und er schrieb mir ganz entzückt über meine Mache. Das entfachte meinen schon etwas gesunkenen Muth aufs Neue. Ich war überzeugt, daß es Vacano mühelos gelingen werde, diesen Roman an den Mann zu bringen, und daß ich dann über Nacht berühmt werden müsse.

Ein Jugendtraum. Niemand wollte den Roman haben.

Am Ende sah ich ein, daß Vacano selbst zu wenig gelte, um einem Anderen nützen zu können, und ich wendete mich unbefangen an Hans Hopfen und an Paul Heyse, den ich schon einmal mit einem Manuskript beeheligt hatte. Heute staune ich über die Geduld und Freundlichkeit, die alle die Herren für mich gehabt haben. Sie lasen meine Sachen, sie schrieben mir eingehende Briefe, sie waren gütig gegen mich. Freilich: trotz aller meiner Verworrenheit und Unreife haben sie mein Talent erkannt und für mein ehrliches Ringen Sympathie und Theilnahme empfunden. Einerlei übrigens, was sie bestimmte. Ich werde Allen dankbar bleiben, so lange ich lebe.

Um diese Zeit schrieb ich unermüdblich, schrieb entsetzlich viel. Aber mein heißester Wunsch, eine meiner Lieblingsarbeiten gedruckt zu sehen, wollte nicht in Erfüllung gehen. Endlich hielt ich es nicht länger aus; ich beschloß, eins dieser Schmerzenskinder auf eigene Kosten herauszugeben.

Meine Geschwister waren gleich dabei und erklärten sich bereit, sich mit mir in die Kosten zu theilen. Der Roman wurde gedruckt und wir fanden einen wiener Verleger, der den Vertrieb meines Buches übernahm. Es war der selbe Roman, von dem Vacano so sehr entzückt gewesen war und den auch ich für meine beste Arbeit hielt. Schon mit siebenzehn Jahren hatte ich ihn in seiner ersten Fassung niedergeschrieben. Dann folgten Umarbeitungen; nun schien er mir vollkommen.

Es war ein dünner Band und die an Handlung arme, an Reflexionen und Gesprächen reiche Geschichte eher eine breit angelegte Erzählung als ein Roman; der Held, wie alle meine Helden, ein zerfahrener, zerfallener Mensch, der Alle, die ihn lieben, und sich selber unglücklich macht und durch Selbstmord endet. Der Titel deckte sich mit dem Namen dieses Helden und lautete „Egon Salmors“.

Heute, wo dieses erste Buch für mich eine längst überwundene Sache ist, fällt es mir freilich leicht, über die Enttäuschung, die es mir bereitet hat, ruhig zu sprechen. Damals aber wars anders. Ich war felsenfest überzeugt gewesen, daß dieser Salmors einen kolossalen Erfolg haben mußte. Weil mir das Buch so ungeheuer wichtig war, erwartete und verlangte ich von der Menschheit das Selbe. Alle, die mich persönlich kannten, sollten und mußten den „Salmors“ kaufen und Propaganda machen, von ihm begeistert sein. Das langsame und

spärliche Erscheinen der Kritiken empörte mich. Und mit keiner Kritik war ich ganz zufrieden. Heute scheint mir, daß sowohl die Kritiker wie alle Schriftsteller, denen ich den „Salmors“ vorsetzte, nachsichtig und freundlich über ihn geurtheilt haben. Damals fand ich es nicht. Was hätte man sagen und schreiben müssen, um an Das, was mir mein Erstling war, heranzureichen!

Der Erfolg blieb aus und der Pessimismus behielt wieder einmal Recht. Mein Verleger hatte mir prophezeit: „Etwa achtzig Exemplare dürften abgesetzt werden. Davon entfällt ein Theil auf die Leihbibliotheken und ein Theil auf Ihre Freunde, die das Buch, Ihnen zu Gefallen, kaufen werden. Der Rest aber wird liegen bleiben. Und so geschah es auch. Die Enttäuschung war bitter. Doch sie hat nicht lange gedauert. Ein paar Monate ist in meinem Tagebuch unaufhörlich vom „Salmors“ die Rede. Dann aber reißt es plötzlich ab.

Und wenige Jahre später habe ich alle noch vorhandenen Exemplare vom Verleger abholen und habe meinen einst mit so viel Begeisterung geschriebenen, so heißgeliebten Salmors einstampfen lassen. Mir waren die Augen über ihn aufgegangen; ich habe mich seiner beinahe geschämt und ihn kaltherzig aus der Welt geschafft.

Mit dem „Salmors“ schloß meine wilde und schwüle Sturm- und Drangperiode ab. Sie war wie eine Krankheit der noch ungezügelter Phantasie gewesen und ich hatte sie endlich überwunden.

Mein erstes Buch war also gründlich abgefallen. Doch indirekt hat es mir Nutzen gebracht: es vermittelte meine Beziehungen zur damals neu gegründeten „Wiener Allgemeinen Zeitung“, deren Redakteur fürs Feuilleton, der feinsinnige, vornehme und kluge Schriftsteller Rudolf Waldek, wegen des „Salmors“ Interesse an mir und meinen Arbeiten nahm und mich einlud, Skizzen für den feuilletonistischen Theil seiner Zeitung zu schreiben. Bis dahin hatte ich nur für deutsche Blätter geschrieben; die wiener Zeitungen waren mir verschlossen geblieben. In Herrn Waldek fand ich einen warmen, ich kann fast sagen: väterlich gütigen Förderer meiner literarischen Bestrebungen und das Feuilletongebiet einer großen Tageszeitung that sich mir zum ersten Mal zu dauernder, regelmäßiger Beschäftigung auf. Zu meinem Leidwesen schied Rudolf Waldek bald aus der Redaktion und sein Nachfolger wurde Max Kalbed. Ich kam dem neuen Redakteur mit Mißtrauen entgegen; er hielt nicht viel von meinen Skizzen. Das war mir bekannt und so fürchtete ich, daß meine mir so wichtige Verbindung mit der Wiener Allgemeinen Zeitung ein Ende nehmen würde. Doch diese Befürchtung erwies sich bald als grundlos. In Herrn Kalbed erstand mir ein neuer Freund.

Ich hatte abermals einen Roman geschrieben, der anders geartet war als meine Wildlinge und für mich eine neue Aera einleitete: „Die Familie Hartenberg.“ Ihn übergab ich Herrn Kalbed mit der Bitte, das Manuskript zu lesen und meine Arbeit, wenn sie ihm gefiel, für

seine Zeitung zu erwerben. Mit Bangen harrete ich der Entscheidung. Herr Kalbed schrieb mir, daß mein Roman angenommen sei. Und wie er es mir schrieb! „Eublich Sieg!“ heißt es im Tagebuch. „Es war Zeit.“ Ich habe in dieser Nacht, zum ersten Mal in meinem Leben, vor Freude nicht schlafen können.

Als die „Familie Hartenberg“ als Buch herauskam, sandte Herr Kalbed seinem Freund Paul Heyse ein Exemplar und erbat sich dessen Urtheil über den Roman. Heyse schrieb: „Ich habe das Buch mit dem tiefsten Antheil gelesen und der Eindruck ist so eindringlich gewesen, daß ich die Wirkung weniger Bücher aus letzter Zeit damit vergleichen kann. Ein so entschiedener Wahrheitdrang, den Problemen des wunderlichen Menschenlebens gegenüber, eine so schlichte und doch nicht cynische Rücksichtslosigkeit des Ausdrucks, so viel gereifte und sichere Kraft der Darstellung: mir ist nie ein dichtendes Frauenzimmer begegnet, das diese männlichen Gaben in so hohem Grade besessen hätte, ohne aus den Schranken ihres Geschlechtes herauszutreten. Es weht freilich eine herbe Luft in diesem Buch und die Zärtlinge werden sich dadurch unfaßt berührt fühlen. Mir aber, der ich zu den Idealisten alten Schlages gehöre, ist diese Erscheinung dennoch höchst anziehend gewesen. Der Ueberschuß persönlicher Kraft und künstlerischer Energie, der all diese peinlichen und unerquicklichen Szenen überwiegt, hebt den Roman für mein Gefühl hoch aus der Masse der landläufigen pessimistischen und naturalistischen Produktionen heraus, die sich mit der photographischen Schilderung der menschlichen Armseligkeit befassen.“ Unnötig, zu sagen, wie stolz und glücklich mich dieses Urtheil gemacht hat.

Nach der „Familie Hartenberg“ schrieb ich den Roman: „Die Unzufriedenen“, die jener in Art und Handlung verwandt sind. Doch sie kamen erst nach dem später geschriebenen „Geistlichen Tod“ heraus. Auch dieser Roman ist ein Jugendwerk. Aber ich halte dafür, daß mit dem „Geistlichen Tod“ mein Werdegang beendet war.

Welche Wandlungen ich später noch durchgemacht habe, welche Probleme mich beschäftigten und welchen Fragen ich die Antwort gesucht habe, ist Jedem bekannt, der meine Bücher kennt. Als ich vor einigen Jahren für den „Arbeiter-Bildungsverein“ eine Vorlesung gehalten hatte, zeigte mir der Obmann des Vereines den letzten Ausweis über die aus der Vereinsbibliothek entliehenen Bücher. Ich erseh dar- aus, daß meine Bücher zu den am Meisten entliehenen gehört hatten. Und der Obmann fügte noch hinzu: „Das von allen unseren Büchern am Meisten begehrte, ist ‚Der geistliche Tod.‘“ Da war mir, als wenn ich mir sagen dürfte, daß ich doch nicht ganz umsonst gelebt habe.

Wien.

Emil Marriot.

(Emilie Mataja.)



Großstadtanstand.

Strafgesetz und Polizeiverordnungen erzwingen ein Minimum von Rücksichtnahme und von Beschränkungen, die sich das Individuum im Interesse der Allgemeinheit auferlegen muß. Eine Vorschrift solcher Art entsteht dadurch, daß ein bestimmtes Verhalten in gewissen Kreisen guter Ton wird, als selbstverständlich gilt, in andere Kreise dringt und sich schließlich zu allgemein gültigem staatlichen Gebot verdichtet.

Nun sind innerhalb der letzten vierzig Jahre die Großstädte ungeheuer rasch gewachsen und wachsen so weiter; die Bevölkerung häuft sich an einzelnen Punkten immer mehr. Dieses Wachstum ist zu unerwartet, zu stürmisch über uns gekommen, als daß man sich in so kurzer Zeit einzuleben, auf dem neuen Boden einzurichten vermocht hätte. Und es zeigt sich, daß manche von den zum Schutz gewisser Interessen der Großstadtbevölkerung schon vorhandenen Bestimmungen von den Behörden oft nicht entschieden genug angewandt werden. Einige werthvolle Güter der Großstadtbevölkerung erheischen sogar eine Rücksichtnahme, die über das gesetzlich verbürgte Minimum weit hinausgeht. Die Entwicklung fordert, daß die „besseren Kreise“ (Jedem steht heute frei, sich zu ihnen zu zählen) vorangehen, die Führer stellen, um ein erhöhtes Minimum von Großstadtanstand zu schaffen.

Zunächst handelt sich um die Ruhe, fast die einzige naturgemäße Erholung des Großstadtmenschen, also um dessen Gesundheit und damit um eine wichtige nationale Angelegenheit. An der dem Menschen gewährten Lebenskraft zehren vielerlei großstädtische Erscheinungen; wenn man sich auch gewöhnen kann, nicht (zum Beispiel) jeden Lärm bewußt in sich aufzunehmen, so wird doch auch hierdurch Nervenkraft verbraucht. Mancher Lärm gehört zum Essentiale der Großstadt und ist in gewissem Umfang unvermeidlich. Viel aber kann zur Milderung geschehen. Kein Kundiger ist im Zweifel darüber, daß die Industrie heute ein gepreßtes Papier herzustellen vermag, das ungefähr die gleiche Widerstandskraft wie Eisen besitzt. Da, erfreulicher Weise, heute bei den schweren Lastwagen die Verwendung der Pferde ziemlich vollständig ausgeschaltet ist, arbeiten jetzt die Lastautomobile, die in dem üblichen schnellen Tempo durch die Straßen fahren, schonungslos und ohne Rücksicht auf den armen Großstadtnerven herum. Wie wäre es, wenn die Unternehmer, die solche Automobile verwenden, ihre Räder, statt mit Eisen, mit einer Schicht gepreßten Papiers umgäben, zum lehrreichen Exempel für Straßenbahnen und Autoomnibus? Straßenbahnschienen, überhaupt Fahrwege passire man so schnell wie möglich und auf dem kürzesten Weg, um den Straßenbahnsführern und Chauffeuren nicht Grund zu unnötigem Klingeln und Tuten zu geben.

Glückliche Hundebesitzer könnten durch eine etwas sorgsamere Erziehung ihrer Lieblinge mancherlei Wohlthat stiften. Gemüth und Nerven stärkt es nicht, wenn man ein schnell dahinfahrendes Lastauto-

mobil von einer Anzahl laut kläffender Thiere umtobt sieht. Auch in ruhiger gelegenen Stadttheilen muß es guter Ton werden, durch Verhinderung unnöthigen Hundegebell's namentlich nachts seine Mitmenscher nach Möglichkeit zu schonen. Großstädter, besonders solche, die das Glück haben, in einer Etage zu wohnen, müssen sich bemühen, im Interesse der Ruhe der Nachbarn die Thüren leise zu öffnen und zu schließen und (bei der Hellhörigkeit vieler modernen Häuser) auch sonst nach Möglichkeit jeden Lärm zu vermeiden.

Fröhlicher Stimmung durch weithin vernehmbares Sprechen, vielleicht gar durch Pfeifen oder Singen, nachts auf der Straße lauten Ausdruck zu geben, gilt heute leider noch in einem Maß für gentlemanlike, wie es das Ruhebedürfniß der müden Großstadtbewohner nicht zuläßt. Da wichtige Interessen in Frage stehen, erscheint es auch fraglich, ob die unteren Polizeiorgane sich nächtlichen Aeußerungen der studentischen Bursherrlichkeit gegenüber in der gewohnten Weise „noch nicht einmal ignorirend“ verhalten dürfen.

Mehr als bisher muß es ferner in Zukunft shocking sein, Papier und andere Abfälle auf die Straße zu werfen. Man denkt sich heute nicht viel dabei, wenn man nach beendeter Straßenbahnfahrt die Fahrkarte auf die Straße gleiten und den Wind damit sein Spiel treiben läßt. Obwohl viel darüber geschrieen worden ist, daß der Mensch in seiner Gemüthsverfassung und in seinen Handlungen und Leistungen von unzähligen Eindrücken beeinflusst wird, überlegt man sich nicht, daß es für keinen Menschen, am Wenigsten für einen feinfühligen, gleichgiltig ist, ob er auf Schritt und Tritt weggeworfene Billets, Kellamezzel, Zeitungüberreste, wohl gar Apfelsinenschalen und andere Abfälle sieht oder ob sich dem Auge ein durch solchen Unrath nicht verunziertes Straßenbild bietet. Das Publikum kann viel dafür thun, sich ein saubereres Straßenbild und damit einen sich immer wiederholenden erfreulichen Eindruck mehr zu verschaffen. Voraussetzung ist allerdings, daß die Gemeinden mehr als bisher, wenn möglich an jeder Straßenecke, Abfallkörbe aufstellen (und zwar etwas hübschere als die bisher in manchen Städten üblichen).

Vielleicht muß in naher Zukunft an eine größere Beschränkung des Haltens von Hunden, die nicht selten mitten auf dem Bürgersteig ihre Spuren hinterlassen, aus ästhetischen und auch hygienischen Gründen gedacht werden.

Die schlechte Luft vieler Großstädte, besonders Hamburgs, die diese Stadt zu einem wahren Dorado der Halspezialisten macht, kommt nicht nur von dem feuchten Klima her (sonst müßten ja auch die Seebadeorte solche üble Luft haben), sondern entsteht durch die Verbindung dieser Feuchtigkeit mit dem in gewaltigen Mengen produzierten Rauch. Nun war im vorigen Winter in London eine Ausstellung für Rauchverbrennung. In weiser Verkennung der ungeheuren Wichtigkeit solcher Verbrennung für die Volksgesundheit haben die deutschen Tageszeitungen diese Ausstellung so ziemlich totgeschwiegen. Dort ist gezeigt

worden, wie erfreulich weit die Rauchverbrennung-Industrie es gebracht hat und mit wie bescheidenen Mitteln schon heute eine fast vollständige Rauchvertilgung möglich ist. Hier ist ein lohnendes Gebiet für Großunternehmer, besonders für Rhedereien, die damit nicht nur selbst dazu beitragen würden, die Stadt rauchlos und dadurch gesünder zu machen, sondern zugleich die Dampfisenbahnverwaltungen zwingen würden, dem guten Beispiel nachzuahmen.

Nicht Qual: eine Lust muß es werden, in der Großstadt zu leben.
Hamburg. Walter Zahn.



Ecce homo.

Ein kühler Nachtwind durchstrich den Garten. Aber sein Verplaudern wahrgenommener Festwohrefreuden, die er, über Dächer und Kuppeln der nahen Stadt hinwegziehend, angetroffen, kam dem Tiefgebeugten, Westentwendeten, der, das Haupt stützend, auf einem Steine saß, nicht zu Gehör. Dieser Mann hatte nicht Theil an Außendingen; allzu krank war seine Seele von zu vielem Mißverständnis und zu vieler Enttäuschung. In dieser abrechnenden Stunde suchte er sich klar zu werden, ob und wie weit er Antheil an der greifbaren Welt überhaupt gehabt oder ob sein Reich eins anderer Sphären gewesen. Aber gerade hierin, dünkte ihn, war er von Allen miß- und unverstanden geblieben, wie von seinen Eltern, denen er als Zwölfjähriger entließ, weil ihn aus Handwerkerenge das Haus des Geistes rief. Geistessohn war er und also verpflichtet diesem Vater. Aber diese Verpflichtung beeinträchtigte das Einfach-Menschliche, verkürzte Das, was man Erden Glück nennt und Diesem und Jenem vielleicht auch der Inbegriff allen Glückes ist. Er aber, verpflichtet und gerufen, mußte dem bieberen Vater und der schönen, gütigen Mutter das Leid der Trennung antun. Nicht eigener Wille war da entscheidungsmächtig gewesen; Veranlagung und Bestimmung, rüchhaltlos fordernde Mächte sonderten ihn von Eltern und Elternhaus.

Nur von Vater und Mutter. So hatte er einst geglaubt. Aber er war belehrt worden, daß er mit Keinem in Gemeinschaft stand. Welche Spur er auch immer eingeschlagen, seiner Art Verwandte blieben ihm unentdeckt. Der rufenden Sehnsucht war nicht Antwort gekommen; darob diese warme Sehnsucht gefröstelt in eisiger Einsamkeit. Auch nicht mit einem einzigen Menschen war eine Verständigung erfolgt, sein Ohr schien seinem verwandt zu sein.

Und Jene, die draußen seiner harreten? Seine Freunde und Schüler, die ihm gefolgt waren? Gefolgt, warum? Aus Müßiggang, aus Neugierde, auch aus Sympathie. Ohne Zweifel: unter ihnen waren

gute Menschen, aber sie ermangelten der weiten, weiten Seele. Der von Liebe und Güte weiten Seele. Eine Seele, die eine Feder ist in der Schwinge der Weltseele und darum das größte wie das geringste Leid des Weltkörpers mitfühlen muß; die, dem Weltganzen verbunden, dem Mitleiden und Mitleiden unabweisbar verpflichtet ist. Und darum will und verlangt, daß für alle Zeit jeder Schmerz- und Leidzustand aufhöre und nur Liebe, entsehbende, zu Güte werdende Liebe wirke und schaffe. Diese Liebe aber kannten auch Jene nicht, die nun seit Jahr und Tag seiner Fesse folgten. Deren Liebe ward entzündet am Herdedes Egoismus. In ihnen waren die Thierinstinkte einer Auge-um-Auge-, Zahn-um-Zahn-Religion mit dem Drang nach Rache und Wiederbergeltung der Puldung und der Nachsicht zuwider. So bei denen, die ihm folgten, weil sie die Besseren waren. Wie viel mehr bei Jenen, die seiner spotteten und den Kopf schüttelten!

War denn, war Das, was ihn bewegte, unerfüllbar? Widersprach das Vorgestellte dem naturgemäß Gegebenen? Hinderten ewige Gesetze die Ausführbarkeit seiner Idee? War Egoismus der Humus alles Seins? Und also sollte er geirrt haben? Das durfte nicht wahr sein; und war doch wahr. Er, der starke Nachfüher und Mitleider des ganzen unendlichen Weltjammers, wußte zwar, daß Anderes nothwendig als Selbstsucht, wußte, daß nur Liebe, Liebe und nichts als Liebe, entsehbende, zu Güte werdende Liebe vom Leid der Welt erlösen konnte. Wie war er voll süßer Ahnung gewesen, daß ein solches Reich voll Liebe zu schaffen sei! In der Tiefe seiner Brust hatte er solche Welt vorgefüht und gelebt. Aber was er erfahren, da er sprechend und verkündend für die Erbauung dieses Reiches gewirkt, Das hatte ihm nicht nur den Glauben an das Reiffen der Menschen dazu, sondern auch den Glauben an die Erfüllungsmöglichkeit Dessen gegeben, was ihm allein im Herzen brannte.

Er sah es deutlich: ein vergeblich Thun war sein Wirken bis dahin. Wie dieses Erkenntniß schmerzte! Und doch: noch Schmerzhafteres würde kommen. Drüben in der Stadt brachte man seiner Liebe Haß entgegen; die Priester der Auge-um-Auge-, Zahn-um-Zahn-Religion bereiteten ihm Untergang und Verderben. Denn seine Lehre, die Menschen freundliche und Menschen beglückende, war der Religion und dem Staat feindlich. Morgen, vielleicht in dieser Nacht noch stand zu erwarten, daß ihm ein Prozeß wegen Staatsgefährdung und falschen Prophetenthums Quittung gebe für seine drei Wirkensjahre. Und es war gut so; denn er fühlte sich des Kampfes müde. War seine Idee das Nichts eines Irrthums, so mochte auch sein Leben zu einem Nichts werden. Einst, in der Wüste, da er an der Menschlichkeit tief gelitten, hatte ihn die Hoffnung auf Menschheitserlösung selbst erlöst; nun, nun er sich geirrt hatte, wollte er zurückkehren in die Wüste, doch in eine Wüste ohne Möglichkeit zur Umkehr, in die des Todes. . .

Und dennoch sank der leiddurchbehte Mann zur Erds und schluchzte um das verlorene Ideal. Obgleich sein Herz blutete aus Er-

kenntniß, eine unfruchtbare, unerfüllbare Sehnsucht in sich getragen zu haben, obgleich ihn diese Erkenntniß den Tod lieben gelernt, durchsuchte ihn doch einen Augenblick lang der Wunsch, Alles möge sich zum Besseren wenden, auf daß der Kelch tiefsten Leidens zum Kelch tiefster Freude werde. Doch da er sich wieder aufrichtete und zurückkehrte zu den Freunden und Schülern und sie schlafend fand, da wußte er sich zu einsam, als daß ein guter Ausgang möglich sei. Nicht eine Stunde konnten Die, die ihn zu lieben vorgaben, mit ihm wachen! Sie vermochten zu schlafen, da er seine größte Stunde durchlitt. Sie vermochten zu schlafen, obgleich sie so genau wußten wie er selbst, was bevorstand.

Eine Bitterkeit saß ihm am Herzen und sie wäre in die Kehle gestiegen, wenn nicht Fackeln den dunklen Garten plötzlich durchleuchtet hätten. Und wenn er auch die Augen schloß, wußte er doch, daß der verrätherische Kuß, den ein Mund auf seine Wange brannte, von einem Menschen gegeben ward, mit dem er noch am Abend zuvor das Mahl eingenommen hatte. Auch Einer von denen, die vorgaben, ihn zu verstehen und zu lieben. Als er die Augenlider wieder hob, sah er sich allein in Gesellschaft des Verräthers und der Segner: die Freunde und Schüler waren geflohen, obgleich der Schwur des Eines, des Simon Petrus, sein Leben für ihn zu lassen, noch nicht erlaltet war.

Ereignisse und Erfahrung traurigster Art umstellten ihn in schneller Folge; immer besser überwand er das Leben; immer inniger wünschte er die schmerzende Flamme in seiner Brust ausgelöscht. Diese Lebensverneinung verstärkte sich beim Verhör vor dem Hohepriester. So viel Menschengemeinheit und Berruchtheit konnte er nicht ertragen. Da gab er sich selbst durch eine Gotteslästerung den Rest, genau wissend, daß er nun dem Tod verfallen sei.

Stunden danach stand er vor dem Statthalter. Der besah sich die Anklage und besah sich den Verklagten. Und weil das Leben ihn spöttisch gemacht, fragte er: „Bist Du der König der Juden?“ Als Antwort kam das selbstverspottende Wort: „Du sagst es.“ Nun wußte der Statthalter, welcher ein Mensch vor ihm stand, und er demüthigte sich vor diesem Menschen, indem er seinen Spott damit entschuldigte, als Nichtjude von diesem Volk nichts zu wissen; als Römer nehme er an Kaisers Stelle die Klage des Judenthums und der Judenpriester entgegen. Und weil die Juden den Verklagten weiter lästerten, Dieser aber schwieg, sprach der vornehme und stolze Römer gütig auf ihn ein. „Antwortest Du nichts? Siehe, wie hart sie Dich verklagen.“ Doch der Angeklagte schüttelte nur schmerzlich lächelnd das Haupt, bedeutend, daß Dies ihm nichts anthue, und mit leiser Stimme ergänzte er das Gedachte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Und der Statthalter, verstehend: „So bist Du doch ein König?“ Da brach ein Leuchten durch den leidgefenkten Wid. Verstand Jener ihn? Tief hinein tauchten seine Augen in den kalten Wid des Römers, der erbet hatte, wie Lavaglut, so heiß sie auch immer sei, sich verhärtet, versteinen kann. „Du sagst es“, antwortete er; „ich bin ein König. Ich bin dazu ge-

boren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll; wer aus der Wahrheit ist, Der hört meine Stimme."

Welch ein Einsamkeitsschmerz, dachte der Statthalter, muß in ihm sein, wenn er sich selbst als König seiner vorgestellten Ideenwelt fühlt. Und er glaubt an die unbedingte Wahrheit seiner Ideen! Armer, thörichter Mensch! Ist doch die Zahl der Wahrheiten so groß wie die Zahl denkender Köpfe. Wie gut, daß es deren so wenige giebt; sonst wäre das Weltgezüng um Wahrheit noch ärger. Will doch Keiner Wahrheit neben Wahrheit bestehen lassen; glaubt doch Jeder, die allein richtige Wahrheit erkannt zu haben, und ist bemüht, sie den Anderen als die alleinseligmachende aufzudrängen. Welch ein Irrthum! Welch ein Mensch, der seine ganze Gläubigkeit an eine Wahrheit gehängt hat und nun an ihr verblutet. Welch ein Mensch! Und Alles am einer Wahrheit willen! Ihr Götter! Und er, dem das Leben Erfahrung genug gebracht, alle Wahrheiten für nichtig zu nehmen, streckte dem wunderlichen Märtyrer einer Wahrheit die Hände hin und sprach das skeptische, mitleidsvolle, aufwühlende Wort: „Was ist Wahrheit?“ Da senkte der Verklagte traurig das Haupt. Auch dieser Römer mißverstand ihn, auch er war aus einer anderen Welt.

Nach einen Blick der Güte auf den Angeklagten: und der Statthalter wandte sich zu dem Judenthurm und dessen Priestern und urtheilte, an diesem Menschen finde er keine Schuld.

Ob aber nun der Statthalter Schuld an diesem revolutionären Galiläer fand oder nicht; was lag daran? Den Priestern aller Religionen hat noch immer ein Eselshaar gedient, einen Lastigen zu Fall zu bringen. Und da sollte eine Gotteslästerung nicht genügen? Obgleich Pilatus sicher war, daß der Angeklagte nicht behauptete, der vom Volk der Juden ersuchte Erlöser zu sein, gab er dennoch der gegen ihn anwüthenden Bedrängniß nach, als Skeptiker erwägend, daß der Tod besser sei als das Leben, zumal für einen Menschen wie diesen, der so maßlos schwer am Dasein zu leiden schien. Dies bedenkend, überantwortet er ihn dem Pöbel und dessen Priestern, ohne sonderlich erfreut zu sein, in diesem doppelten Gauklerspiel um Irrthum und Wahrheit, Staats- und Religionspolitik den Ausschlag geben zu müssen. Dem Willen mußte er diesen Hebräern schon thun, aber er wollte sie dafür auch mit Spott einlaugen. So ließ er denn über dem Haupt des dem Kreuz Verfallenen ein Schild anbringen, darauf in gekürzter Schrift zu lesen stand, hier hänge der König der Juden. Als aber die Hohenpriester bann verlangten, er möge die eine Thatfache meldende Aufschrift dahin abändern, daß der Verurtheilte behauptet habe, König der Juden zu sein, antwortete ihnen der Statthalter voll Hohn, was er geschrieben habe, bleibe geschrieben.

Wie der also Gerichtete hinausgeführt wurde, um vom Leben zum Tode gebracht zu werden, und dem Zuge begegnende Frauen das schwarze Schicksal eines so jungen Menschen beweinten, da hat Dieser, feinetwegen nicht zu klagen, sondern über sich und ihre Kinder. Es

werde geschehen, sprach er, daß man die unfruchtbaren Leiber und die nie geflogenen Brüste segne. Warum? Das verschwieg er. Wußte er doch, daß sie die schaurige Melodie des tragischen Weltmotivs nicht hörten und also nicht zu Ende gespielt wünschten, durch die Aufhebung des ersten und größten Weltgesetzes: Fruchtbarkeit. Einmal aber würden vielleicht doch Alle so wie er von der Lebenserbärmlichkeit überzeugt werden und der Wunsch nach Fortzeugung sie dann unmöglich, ja, eine Grausamkeit dünken. Der griechische Denker sprach wahr: besser, nicht geboren zu sein.

Auf Dies bekam er Antwort, da er mit brennenden Wunden zwischen Himmel und Erde hing und der neben ihm hochgerichtete Leidgenosse ihn, den König der Juden, den Sohn des Gottes, um Hilfe bat. Er wandte sich zu Dem, dem das erbärmlichst gelebte Leben selbst werth schien, über den Tod hinaus noch fortgesetzt zu werden, und versprach ihm, er werde noch heute mit ihm im Paradiese sein. Im Paradiese der Vergessenheit, der Leidlosigkeit, des endlichen Ausruhens, im Paradies des Todes. Sie wollen leben, leben um jeden Preis, grübelte er trotz der Leibesmarter, selbst mit vernichtetem Leib und vernichteter Seele wollen sie noch über den Tod hinausleben. Begriffen sie denn die Süßigkeit völligen Ausgelöschseins nicht?

Er unterschied nicht mehr, was ärger schmerzte: der Untergang seiner Ideale, die Eisen in seinen Händen und Füßen oder die zu ihm hinaufgeschrienen Lästerungen. Ein Schluchzen, ein die Brust durchwühlendes Schluchzen weckte ihn. Er neigte das von Dornen gekrönte Haupt und gewahrte eine am Kreuzesstamm zusammengebrochene Frau. Am blonden Haar und an der sanftgeschweiften Nackenlinie erkannte er seine Mutter. Mit ihr traten die nazarenischen Kinderjahre und erfahrene Güte und Liebe in seine Vorstellung. Und nun mußte er der Bringerin und Schenkerin des Einzigen und Höchsten, was er genossen, dieses Leid anthun! Eine Leere trat in seine Brust und er schrie, schrie dem Gott, zu dessen Sohn man ihn gemacht, ins Angedemüthigt habe. Er schrie, daß den Umstehenden grauste. Dann verstummte er. Sein Haupt fiel seitwärts.

Man glaubte ihn gestorben, nahm ihn herab und legte ihn ins Grab. Doch er erwachte aus der totenähnlichen Ohnmacht, wand sich aus den Leihentüchern und schritt an den vor Entsetzen starr werdenden Wächtern aus der Grabkammer hinaus. Er ging und glaubte, seines Leibes eigenes Gespenst zu sein. So abgestorben war sein Herz. Einige seiner Schüler begegneten ihm. Sie erkannten ihn nicht. Nicht einmal Dies schmerzte mehr. Er ging, ging immer. Er ging aus der Welt grausamer Menschen hinein in die Wüste, hinein in die Einsamkeit, hinein in den Tod bei lebendigem Leibe.

Wann und wo die Spur seiner Erdentage aufhörte, weiß Niemand.



Selbstanzeigen.

Lyrische Anthologie. Verlag der Wochenschrift Die Aktion in
Wilmerdorf.

F e i e r a b e n d.

In blassem Tintenblau
schwimmt Käsegelb und groß
die Mondscheibe.
Das Wasser hat die Fischerfähne
ans Land gespien
und ruht nun
silbern selbstzufrieden aus.
Der Wind hat aufgehört, zu husten.
Häuser und Kirchturm,
Bäume und Menschen
leben am löschpapierenen Himmel
als schwarze, scherenge schnittene
Silhouetten.
Hinter dem Vorhang leitet ein Gott
Die Drähte des leblosen Schattenspiels
müde und schläfrig.
In blassem Tintenblau
schwimmt Käsegelb und groß
die Mondscheibe.

Oskar Rauehl.

F o r a d a n c i n g G i r l.

In dieser Bar soll mich die Nacht begrüßen!
Ein Rag-Time wird mich durch das Leben werfen;
Ich möchte schlante Mädchenbeine küssen.
Im Fieber zittern aufgepeitschte Nerven.
In Deine Arme wird mein Denken sinken — —
Mein Mund spricht fallend breit: I love you, Miss!
Ich seh Dich saugend Deinen Cocktail trinken
My darling, little dear, give me a kiss!
Du bist ein Leuchten in empörter Stunde.
Der rotte Blutstrahl einer süßen Wunde.
Du bist die Nacht, die mich in sich verwebt,
Du bist der Tag, der mich zum Himmel hebt!

Heinrich Nowak.

M o r d h y m n e.

Heut ist der Tag dumpf und düster.
Der Bahnhof starrt wie ein bleigrauer Hund,
der schrillumpfiffne, zu den Wolken empor.
Die Droschkentufcher brüten auf den Böden.

Etwas singt Häuser, Autos, Tramways,
 sein sonderbares Lied immer weiter,
 man schiebt sich vorwärts bang und rauschend;
 ich soff und sehne mich nach Weiberfleisch,
 mein Lachen wird frecher von Tag zu Tag.
 Ich weiß nicht, was ich morgen bin,
 ich weine nie und schaue nicht rückwärts,
 ich durchwandle mein Leben die Strafe,
 mein Kopf ist kühl und verkatert;
 und manchmal knattert ein Automobil.

Joseph Frey.

Wieder Vote, die neue akademische Monatschrift. Herausgeber
 und Schriftleiter Dr. Oskar Kanehl.

Die die Bücher aus der Hand gelegt haben, um mit ihren
 Wissenst Waffen nun dem Leben zu begegnen, haben sie immer vermist;
 und Die noch darin stehen in den vielfrohen und verantwortungreich
 ersten Lehrjahren, sind befriedigt, daß sie nun da ist: die unabhängige
 akademische Zeitschrift. Unerprobte Kräfte junger Menschen, die von
 der Schule kommen, werden auf den Universtitäten von festgelegten
 Gruppen empfangen und angerufen: Kommt zu uns! Bei uns ist
 Euer einzig würdiger Aufenthalt. Corps, Burschenschaft, Landsmann-
 schaft, Freistudenten, Turnbünde und die ungezählten wissenschaftlichen
 und Sportverbände. Der sogenannte freie Entschluß, mit dem sich die
 ersten Semester einer dieser Gruppen anschließen, ist nur allzu oft ein
 mit zweifelhaften Mitteln erreichter Zwangsentchluß. Womit sie sich
 für immer einer mehr oder weniger streng diktierten und beaufsichtigten
 Erziehungsrichtung verschrieben haben, deren weitest greifende Folgen
 in keinem Fall einem jungen Menschen klar sein können. Und fast alle
 diese studentischen Sondergruppen haben ihr Vereinsblättchen, das oft,
 tüchtig geleitet, den vollen Ausdruck seiner Herausgeber darstellt. Dem
 gegenüber verlangt der „Wieder Vote“ eine Zeitschrift der Program-
 mlosigkeit. Im „Wieder Voten“ soll der gesammten Jugend, ausdrück-
 lich der in zahllose Zweckverbandgruppen zersplitterten akademischen
 Jugend eine Zeitschrift offen stehen, in der ihre Kräfte sich präsen sollen,
 ihre Temperamente aneinandergehen, ihre Köpfe sich messen. Diese
 Zeitschrift ist nicht gegen die Korporationen, nicht gegen das Duell,
 nicht gegen den Alkohol, auch nicht für die Körperkultur, nicht für die
 Keuschheit oder für Milch oder Selterserwasser. Hier sind keine Böl-
 kischen und keine Kosmopoliten. Sondern jenseits von solchen Eugen-
 den und Lastern, die den Antrieb zu irgendwelcher abgeschlossenen
 Gruppenbildung gegeben haben, ist ein gemeinsamer Platz abgesteckt,
 auf den alle diese Lager ihre Vorkämpfer schicken sollen und im Kampf
 ihre Siltigkeit erweisen. Auf daß sich uns kein Kost ansehe. Auf daß
 wir uns nicht durch vorsätzliche Inzucht verleben. Dennoch ist der
 „Wieder Vote“ nicht etwa allein eine akademische Zeitschrift. Keinen

Rost ansehen! Sich nicht durch vorsätzliche Inzucht verleben! Der Ruf geht an alle Jugend. An die künstlerische, an die politische. Das ist die größte Gefahr: sich jugendlich irgendwelcher programmatischen Gruppe verschreiben. Im bluternsten, harten Kampf wollen wir mit uns selber einig und mit einander Freunde werden. Hier ist Jeder Kämpfer, Jeder ist Streiter, Jeder sein eigener Richter. Unser jugendliche Geisterkrieg soll auf die gegenwärtige Vätergeneration wohlthuernde Rückwirkung und eine starke Zukunft verbürgen. Wir sind für Etwas, auch wenn wir gegen Etwas sind. Wir sind gesund und deshalb gegen alles Ungesunde; wir sind klar, darum gegen alle Unklarheit; wir sind wahrhaftig und gegen alle Lüge. Wo wir leiten, leiten wir zur Gesundheit; wo wir streiten, streiten wir für die Klarheit; wo wir werben, werben wir für die Wahrheit. Wir verdammen bibliophile Eitelkeit, wo sie verwöhnt und verwehlicht. Wir verachten geistreichen Schmutz, wo er sinnlos ist. Wir sagen Fehde an allem Aesthetenthum, weil es sich billig aus zweiter Hand Weisheit und Schönheit eignet, sich damit behängt und vor dem Spiegel sich selber schön und weise vorkommt. Wie jener Mann im Irrenhaus, der seine Brust mit papiernen Sternen belädt und den Kopf im Imperatorenwahn nacktenwärts wirft. Wir reden die Sprache, die uns die Sache diktiert. Sie ist scharf und heißend, wo es gilt, Eisen vom Rost zu befreien; sie ist hart und ungeschlächht, wo wir entrüstet sind; sie ist durch stählerne Logik gebunden, wo eine Fraglosigkeit erwiesen werden soll; sie ist Jungenreden, wo in uns ein Evangelium ist. Unsere Weisheit will fraglose Klarheit, unsere Schönheit ehrliche Nacktheit. Und die Programmlosigkeit ist die, daß der „Wieder Vote“ gegen Alles, was in ihm als Wahrheit sich stellt, selbst heroldisch zum Kampf ruft; daß wir alle Gegner dieser unserer Wahrheiten einladen und aufrufen, gegen uns in die Schranken zu reiten und uns tot zu schlagen. Wenn ihre Waffen die besseren sind. Freistudenten, Corpsstudenten, Burschenschaftler, Landsmannschaftler; Philosophen und Philosophenschüler; Poeten, Musikanten, bildende Künstler, Kunstkritiker und Gesellschaftskritiker! Jugend! Jugend! Hier hebt eure Stimme, hier werft eure Gründe auf und Gegen Gründe, tragt eure Fackeln, daß wir Wirrsale zertreiben, Dünste entgiften, Nächte entdunkeln, Tage hellen. Die Zeitschrift heißt „Wieder Vote“, einfach und ehrlich nach dem Fischerdorf, von dem aus der Herausgeber sein Blatt in die Welt schickt; im Gegensatz zu den griechisch-römischen Titeln anderer „moderner“ Zeitschriften. Und ihr äußeres Erscheinen ist von der selben schlichten Ehrlichkeit: gelbe Hefte mit schwarzem Ausdruck deutscher Lettern. Der „Wieder Vote“ schafft einer lange erkannten Entbehrung Abhilfe. Es bedarf der Betheiligung der gesammten Akademikerschaft, um die von den besten Autoritäten begrüßten Anläufe zur letzten Erfüllung zu steigern. Sie hätte die Bedeutung einer neuen akademischen Freiheit.

Wied.

Dr. Oskar Kanehl.



Verlorenes Geld.

Der Berichterstatter in der Budgetkommission des französischen Senats hat ein schlimmes Wort ausgesprochen: Staatsbankerot. Senatoren sind Männer von gereifter Weltanschauung, die jedes Wort wägen, bevor sie es dem Gehege der Zähne entschlüpfen lassen. Und doppelt groß wird die Vorsicht sein, wenn es sich um ein Wort handelt, das mit Explosivstoff gefüllt ist. Zehn Jahre ist's gerade her, seit man dem Zarenreich den Bankerot weis sagte. Damals hatte der Krieg gegen Japan die Staatsfinanzen zerrüttet. Natürlich kam der Bankerot nicht. Nur die petersburger Börse hat das europäische Kapital geärgert. Die Staatspapiere ängstigen nicht mehr; sie sind von der Aktie abgelöst worden, die, via Petersburg und Paris, Schrecken ins Gebein aller wohlgesinnten Spekulanten trug. Das russische „Roths Kreuz“, von dem ich hier schon sprach, wurde wieder sichtbar. Der neue Finanzminister, Peter Barf, berief die petersburger und moskauer Großfinanz zu einer Konferenz, in der ein Garantiefonds von 100 Millionen Rubel zum Ankauf von Werthpapieren geschaffen wurde. Der Zar ließ sich über den Börsenkrach berichten. Die Börse verschlingt vielleicht größere Kapitalien, als durch eine Entwerthung der Renten gefährdet würden; und die Chance, daß das verlorene Geld wiedergewonnen wird, ist kleiner als bei der Staatsobligation. Aber die Börse ist am Ende nicht ernst zu nehmen (so urtheilt die Oeffentliche Meinung), und was ihr geschieht, braucht das Staatswohl nicht zu berühren. Ernste Bankleiter fürchten aber, daß die Börsenkrisis zu einer allgemeinen Erkrankung des Geschäftes führen werde. Das haben sie dem Präsidenten der Staatsbank, unter dessen Leitung sie berietthen, mit dünnen Worten erklärt. Die Juden sollen aus dem russischen Aktienbezirk verbannt werden. Kein Hebräer darf, nach dem Beschluß des Ministeriums Goremykin, Direktor, Aufsichtsrath oder Großaktionär einer Gesellschaft sein. Die Bankmänner und Industriellen wollen bis an den Zaren gehen, um einen Machtanspruch gegen dieses Gesetz zu erbitten. Der Finanzminister hatte sich mit aller Deutlichkeit gegen ein Gerücht gewendet, das ihn in Verbindung mit einer geplanten „Kreditreform“ gegen die Juden brachte. Sein Dementi beruhigte; es schien die Gewißheit zu verstärken, daß Barf ein moderner Mensch sei, der nicht ohne Erfolg mit heißem Bemühen mitteleuropäischen, besonders deutschen Geschäftsgeist studirt habe. Am Ende aber kam die Enttäuschung, die zugleich ein theures Vergnügen war. Denn sie wurde an der Börse finanziert und bezahlt; und wer nicht zahlen konnte, Der mußte sich als schlechten Schuldner notiren lassen.

Frankreich hat einen Theil der Kosten getragen. Und la belle France, der Geldschrak Europas, das Paradies der Rentner, wird mit dem Staatsbankerot bedroht, während Rußland, der Hauptschuldner der Alten Welt, nicht einmal mit der Erinnerung an vergangene Tage und verstaubte Prophezeiungen geärgert wird. Man kann sich vorstellen,

was dieser Dekorationwechsel der grande nation bedeutet und wie tief sich die lauten Verkünder seiner Finanzkraft beleidigt fühlen müssen. Eben noch wurde der Triumph über den glücklichen Abschluß des Lär-fengeschäfts und den Saft voll Konzessionen gefeiert. Und nun ist eine Unterbilanz von 800 Millionen Francs zu decken; und Heer und Marine fordern eine Anleihe von 1500 Millionen. Im besten Fall werden 700 bis 800 Millionen in der Form vierprozentiger Schuldschreibungen unterzubringen sein. Damit ist das Problem nicht gelöst und zunächst nur eine neue Gefahr für die Dreiprozentige heraufbeschworen, die, seit der Erholung im September 1913, wieder eine runde Milliarde von ihrem Kapitalwerth verloren hat. „Fehlbeträge“ im Staatshaushalt lassen sich nur durch Steuern heilen. Die Franzosen sehen Einkommen- und Erbschaftsteuer, verbrämt mit einigen indirekten Abgaben, heraufziehen. Die Tage Colberts kommen wieder. Der hat aus der Nation den letzten Tropfen für den Staatsbecher gepreßt, ihr aber zugleich den Weg zur wirtschaftlichen Größe gezeigt. Frankreich ist, mit seiner reich bewegten Steuervergangenheit, ein Dorado des Zinscoupons geworden; und nun soll ihm diese Eigenschaft, die von der Republik durch Schonung des Einkommens gefördert wurde, die Tage des Steuerroptismus zurückbringen. Die Drohung mit dem Staatsbankerott ist natürlich nichts Anderes als ein Versuch, auf die Oeffentliche Meinung zu wirken. Der Gerichtsvollzieher ist noch nicht auf dem Marsch; und die Bank von Frankreich hat nicht nöthig, ihre Keller zu öffnen, um dem hungernden Kredit Brot zu geben. Immerhin: einst, in den Tagen von Agadir, pries man in Frankreich das Glück, Deutschland in Geldnoth zu sehen; und jetzt ist drüben die Noth groß.

Das französische Kapital ist mit einem gewaltigen Stoß ausländischer Papiere befaßt. Die berühmte Geldpolitik, die sich den Einfluß im internationalen Machtbezirk erkaufte, hat Fiasko gemacht. Wäre sie nur bei den Staatspapieren geblieben, dann hätte nur mancher Ladena-hüter das liebe Geld an der Bewegung gehindert. Aber die hohe Finanz und das Publikum haben sich tief ins Exotische gewagt, haben den Patriotismus mit ausgebreiteten Spekulationen verbunden und sind auf diesem Weg in eine Sackgasse gerannt. Manches Stück des französischen „Rentenkapitals“ hat sich an Südamerikanern, Pankees und Mexikanern verblutet. Die Börsenkrisis ist in Paris durch die exotischen Beteiligungen entstanden, die den Helfern die Hände banden. Der französische Statistiker braucht keinen besonderen Scharfsinn anzuwenden, um festzustellen, wo das bare Geld geblieben ist. Schwieriger wird es sein, das Geld, das der Staat ruft, herbeizuschaffen. Und die Bereitschaft des Geldes ist nicht nur für den Steuerfiskal eine Nothwendigkeit: auch das Geschäft braucht sie. Aus der Krisis wäre, wie nicht nur deutsche Beobachter erzählen, ein Krach geworden, wenn die stärksten Banktyrannen nicht mit aller Kraft eingegriffen hätten. Aber die Opfer der Krisis haben gestöhnt. Und auch darüber ist kein Zweifel mehr möglich, daß ungemein große Beträge französischen Geldes in die Banken

Londons und der Schweiz befördert worden sind, weil die Besitzer sie der drohenden Steuer entziehen wollten.

In Deutschland weiß man noch immer nicht, ob die niedrigen Zinssätze der Ausdruck eines wirklichen Geldüberflusses oder nur ein Blendwerk der Hölle sind, das den Verschmachtenden höhnt. Für den Widerspruch, der in dem Verhalten des Wechselzinsfußes und in dem Benchmen des Geldes an der Börse und im Wirthschaftsbereich liegt, giebt es nur eine Erklärung: Das Geld ist da, aber nicht an dem Platz, wo es ökonomisch wirken kann. Die „übermäßigen sozialpolitischen Lasten“, die dem Volkvermögen auferlegt wurden, sind kein leerer Wahn geblieben. Man hat früher geglaubt, die wirthschaftlichen Gefahren, die man ihnen zuschrieb, seien erfunden, um gegen das Uebermaß zu schützen. Jetzt zeigt sich aber, daß die Rechnung richtig war; und daß es Zeit wird, an Abhilfe zu denken. Nicht in dem Sinn einer Entlastung (der würde ja doch immer der „zunehmende Wohlstand“ entgegengehalten werden), sondern, um eine wirtschaftlich zweckgemäße Anordnung zu treffen. „Opfert dem sozialpolitischen Schlagwort so viel Geld, wie Ihr wollt, nur sorgt dafür, daß der Wirthschaftskörper nicht blutleer wird, weil das Geld in Sammelbecken strömt, die keinen Pumpapparat für die Industriefanäle haben.“ Des Publikums Tasche wird durch die sozialen Aufgaben geleert; und dadurch wird der für den Effektenhandel und den Industriefredit wichtigste Faktor geschwächt. Der Ausgleich fehlt; denn der Staat, der das Geld an sich nimmt, um Versicherungen und Pensionen zu zahlen, legt es nicht so an, daß es zu wirthschaftlicher Thätigkeit kommt. Wie groß die Gegensätze zwischen dem aufgehäuften Kapital und der Nothwendigkeit seiner Verwendung sind, lehrt das Beispiel der neuen Reichsanstalt für die Versicherung der Privatbeamten. Das Institut wird in zehn Jahren ein Kapital von drei Milliarden angesammelt haben. Diese Rüstung ist nöthig, um die Auszahlung der ersten Pensionen zu ermöglichen. Ob es mit weniger Geld auch gegangen wäre, braucht man nicht mehr zu erörtern, da die Höhe der Versicherungsbeiträge gesetzlich festgelegt ist. Aber eine andere Frage ist, ob man wirklich einen solchen Riesenapparat, mit einem Milliardenkapital, das dem Wirthschaftsleben entzogen wird, braucht. Die drei Milliarden sind der gewerblichen Arbeit verloren. Sie dürfen nur in Staatspapieren oder Hypotheken angelegt werden. Und selbst in dieser begrenzten Form haben sie Nebenwirkungen, die der Entwicklung des freien Kapitals nicht günstig sind. Man denke an die Hypothekendarlehen, die sich sehr gekränkt zeigen würden, wenn man ihnen eine Zukunft stiller Liquidation prophezeite. Und doch müssen sie mit dieser Gefahr rechnen. Je größer das Kapital öffentlicher Institutionen wird, desto heftiger wird der Kampf um die besten Beleihungsobjekte. Ein Unternehmen von der Art der Reichsversicherungsanstalt kann dem Geldsucher unter Umständen günstigere Bedingungen bieten als eine Hypothekendarlehenbank; und die feinsten Schuldner haben die Möglichkeit, wählerisch zu sein. Wenn nun, nach Ablauf der zehnjährigen Darlehensverträge, die Reichsbe-

hörde als Mitbewerberin auf den Plan tritt (nachdem sie schon in jedem Jahr mit ihren Prämiengebern starke Konkurrenz gemacht hat), werden die geschwächten Hypothekendarlehen kein leichtes Spiel haben.

Wer es für nützlich hält, daß die wichtigsten Geldgeschäfte durch die öffentlichen Institute erledigt werden, kann auf seine Rechnung kommen. Die Riesenvermögen, die sich im Bezirk der Sozialpolitik stauen, können schließlich jedem Anspruch genügen. Die Anleihen, die der preussische Finanzminister oder der Reichsschatzsekretär braucht, werden in Zukunft keine Probleme sein. Ein Geldproh, wie die Versicherungsanstalt, kann sie erledigen und jede Vermittlung ausschalten. Greift diese Art der Finanztransaktionen um sich, so muß das Emissionsgeschäft der Banken einschrumpfen. Darf man ein werthvolles Stück des Wirthschaftskapitals und des Privatbesitzes in Gefahr bringen, um eine fiskalische Form, die keinen Seltenheitwerth besitzt, beizubehalten? Das soziale Programm ist noch nicht zu Ende gespielt; und man sollte ernsthaft überlegen, ob man der Volkswirthschaft noch mehr Milliardenobjekte, wie die Privatbeamtenversicherung, zumuthen darf. Wohlgemerkt: nur in der Form, nicht in der Sache. Es handelt sich also nicht darum, mit den Opfern aufzuhören; verlangt wird nur, daß man das Geld in einer Weise flüssig mache, die sich den Lebensbedingungen der Volkswirthschaft anpaßt und verhindert, daß, statt eigenen Geldes, später nur noch Leihgeld im Ueberfluß vorhanden ist. Durch den scheinbaren Vortheil für die Rentenemissionen darf man sich nicht täuschen lassen. Klettern die Kurse der Staatspapiere in die Höhe, weil reichliche Unterkunft für alte und neue Gäste da ist, so wird der Zinsfuß für die kommenden Anleihen heruntergesetzt werden. Dann gewinnt zwar der Besitzer, der niedrig gekauft hat, am Kurs und der andere, der die Verlustjahre durchhielt, findet einen Ausgleich; aber der Staat verliert Einnahmen, da das Einkommen aus niedriger verzinslichen Papieren kleinere Steuern abwirft als das aus höher verzinsten.

Die Versicherungsanstalt ist nur ein Beispiel. Von jedem öffentlichen Institut, das sozialpolitische Kapitalien verwaltet, gilt das Selbe. Man denke an die Knappschaftskassen, die der Industrie das eigene Geld gegen hohe Verzinsung zurückerleihen. Und schwer ist auch noch, solche Darlehen zu bekommen. (Deutsch-Luzemburg mit seiner beim Knappschaftsverein in Bochum ausgenommenen Hypothek!) Wäre es nicht einfacher, das Geld nicht festzulegen, sondern nur so viel zu erheben, wie man in jedem Jahr zur Auszahlung der Versicherungen braucht? Das ließe sich mit der Erhebung der Steuer verbinden und könnte bei der Veranlagung alljährlich festgesetzt werden. Dann würdedieschädliche Kapitalisierung und die Austrocknung der Wirthschaftskanäle vermieden. Daß Gefahr im Verzug ist, lehrt der „Geldüberfluß“, der holbe Schein, der wie ein aufreizender Bluff wirkt. Von solchen optischen Täuschungen sollte man das Wirthschaftsleben schleunigst befreien. L a d o n.



Hohenzollern-Schulenburg.

Sochverehrter Herr Harden, eine große wissenschaftliche Arbeit hält mich seit einiger Zeit im Süden fest. Ich liege auf der Bahn zwischen Avignon, Mailand und Freiburg, so daß meine Post meist da ist, wo ich nicht bin.

Mein Gedicht „Der preußische Adel den Hohenzollern“, (Nr. 31 der „Zukunft“) hat, wie ich aus dem Hausen von Zeitungsausschnitten nun ersehe, dank einem Heftartikel der „Deutschen Tageszeitung“ in der Presse unerwartetes Aufsehen gemacht und die zweifelhafte Ehre gehabt, von dem Herrn Schöpplin im Reichstag in Verbindung mit einigen Häßlichkeiten genannt zu werden. Was meine Romane selbst nicht vermochten, sich in weiteren Kreisen Gehör zu verschaffen, hat diese Laune für sie gethan: sie hat ihnen freie Bahn gemacht. Auch das große Publikum liest jetzt meine Bücher, nachdem mich die „Deutsche Tageszeitung“ ziemlich unverblümt als „Sozialdemokraten“, der „Vorwärts“ aber „als berufenen Dichter des Adels“ bezeichnet hatte.

Es ist ein peinliches Gefühl, wenn ehrliche Arbeit auf solchem Weg zum Erfolge gelangt. Denn das Gedicht, das die „Zukunft“ brachte, war doch, im Verhältniß zu meinen anderen Arbeiten, keine große Leistung; es entstand an einem lauen Abend in Rapallo, wo wir zu drei altpreussischen Adelligen die bekannte, tausendmal gehörte Unterhaltung über die Hohenzollern führten. („Wir waren schon Burggrafen, als Ihr Hohenzollern noch auf den Bäumen saßet.“ „Na, dann haben wir aber bessere Karriere gemacht.“ Friedrich III.)

Diese Feststellungen, sehr verehrter Herr Harden, würden mich aber doch nicht zu den Zeilen hier veranlassen, wenn nicht die nachfolgende Erklärung des Schulenburgischen Familienverbandes, vertreten durch die beiden Senioren, in der „Kreuzzeitung“, den Irrthum erregen könnte, daß hier ein Fremder unter dem Pseudonym Werner von der Schulenburg eine „wirksame“ Publikation habe bringen wollen, oder aber, daß der Verfasser des Gedichtes einer anderen Familie Schulenburg angehöre. Da steht: „In Nr. 31 der „Zukunft“ wird ein Gedicht ‚Der preußische Adel den Hohenzollern‘ unter dem Namen Werner von der Schulenburg veröffentlicht. Die Entrüstung hierüber ist in unserer Familie selbstverständlich überaus groß, sie ist um so größer, als gerade vierzehn Tage vorher die vor fünfshundert Jahren dem Burggrafen Friedrich dem Ersten von Nürnberg geleistete Huldbigung von ihr erneuert worden war und sie hierauf von Seiner Majestät eine überaus gnädige Antwort erhalten hatte. Unsere Nachforschungen haben, wie Das nicht anders zu erwarten war, ergeben, daß kein zu unserem Familientage gehörender Schulenburg der Verfasser jenes Gedichtes ist; ein solcher würde in unserer Gemeinschaft auch nicht geduldet werden. Wir stellen das Ergebnis unserer Nachforschungen im Interesse unserer Familie hiermit ausdrücklich fest.“ Dieser Familienverband ist aber nicht die Familie, denn er enthält nicht alle Schulen-

burgs, sondern nur die „grundgeessenen“ und die ihnen näher verespippen; vulgo die reichen. Ich gehöre nicht zum Verbannde. (Siehe die Familienchroniken von Danneil und Georg Schmidt.) Dem entsprechend, können die Senioren nur im Interesse des Familienverbandes, nicht aber, wie sie es gethan haben, im Interesse der Familie feststellen. Anders wäre es, wenn auch die durch Kriege und preußischen Militärdienst verarmten Zweige mit inkorporirt wären. Da Das aber nicht geschehen ist, dürfen sich die Senioren nicht wundern, wenn die nicht Inkorporirten von ihrer Ungebundenheit Gebrauch machen, auch einmal in einer Weise, die dem Verband nicht zusagt.

Ein historischer Vermerk sei noch gestattet. Zwischen der staatsrechtlich bedeutsamen Huldigung der Schulenburgs vor dem Burggrafen in Nürnberg (die bekanntlich auch erst erzwungen war) und der jetzigen Erneuerung des Huldigungsgeides (von der ich in Ermangelung jeglicher Beziehung zwischen den inkorporirten und den freien Zweigen der Familie keine Kenntniß hatte) liegen fünfhundert Jahre. Nach der Ansicht der Senioren scheint zwischen diesen beiden Huldigungen eine Zeit herzlichsten Einnehmens mit den Hohenzollern gelegen zu haben. Die Hohenzollern selbst waren freilich anderer Ansicht darüber: in seinem politischen Testament bezeichnet Friedrich Wilhelm der Erste die Schulenburgs (neben den Bismarcks und zwei anderen Familien) als die „wildesten und ungeberdigsten“, „denen mein lieber Herr Successor den Daumen auf die Augen halten muß.“ (Man vergleiche Marcks, Bismarck, Erster Band.) Dieser Sinn scheint sich bei den Mitgliedern, die dem Familienverband angehören, nicht so erhalten zu haben, wie bei denen, die außerhalb des Verbandes stehen.

Ich bitte, sehr verehrter Herr Harden, diese Zeilen in der „Zukunft“ zu veröffentlichen, damit ich nicht in den Verdacht komme, die Erklärungen des Familienverbandes durch Schweigen anerkannt zu haben. Mit dem Ausdruck meiner Hochachtung bin ich der Ihre
Freiburg. Dr. jur. Werner von der Schulenburg.

Die Sätze, an die Herr Dr. von der Schulenburg dachte, lauten in Marcksens Bismarckbuch: „Als Friedrich Wilhelm der Erste 1717 in den Marken die Umwandlung der Lehen in Allode, dafür aber auch die Einführung einer jährlichen Geldabgabe an die königliche Kasse durchzwang, erhob die altmärkische Ritterschaft den zähesten und herbsten Einspruch gegen solchen Bruch ihrer Privilegien. Der König wollte noch 1722 keine Altmärker anstellen; sie seien allzu ungehorsam gegen ihren Landesherrn, absonderlich die Schulenburg, Kneesebeck, Bismarck und Ulvensleben. In die ‚Instruccion‘ an den Kronprinzen schrieb er: ‚Die altmärkische Vassallen sein schlimme, ungehorsame Leute‘, widertwillig, leichtfertig. Sein Nachfolger dürfe mit ihnen nicht gut umgehen. Wieder nennt er da jene vier Familien als ‚die vornehmste und schlimmste.‘ Ueber die „Entrüstung“: kein Wort; wer sich entrüstet, ist ja wehrlos.“

Pixavon- Haarpflege



auf wissenschaftlicher
Grundlage.

Die größte Wohltat,
die Sie Ihrem Haar
erweisen können.

Preis pro Flasche 2 Mk.
Mehrere Monate ausreichend.

Lloydreisen 1914

Norwegenfahrten m. D. „Schleswig“
Fahrpreise von Mfr. 300 bezw. Mfr. 350
aufwärts

- 1) Ab Bremen 13. Juni - 30. Juli
- 2) „ Kiel 4. Juli - 21. Juli
- 3) „ Bremen 24. Juli - 7. Aug.
- 4) „ Bremen 11. Aug. - 25. Aug.

Nähere Auskunft, Decksplan und Fahrkarten durch
Norddeutscher Lloyd Bremen und seine
Vertretungen

Vergnügungsfahrten zur See

Polarfahrt m. D. „Prinz Fr. Wilhelm“

Fahrpreise von Mfr. 550 aufwärts

Ab Bremen 18. Juli - 15. Aug.

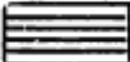
Mittelmeerfahrt mit D. „Schleswig“

Fahrpreise von Mfr. 350 bezw. Mfr. 550
aufwärts

Ab Bremen 30. Aug. - 23. Sept.

ELJEN




Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Kleines Theater.

Heute und morgen 8 Uhr:

Ariadne auf Naxos.

Montag, den 8. Juni:

Jettchen Gebert!**Metropol-Theater.**

Abends 8 Uhr:

**Die Reise um die Erde
in 40 Tagen**

Grosses Ausstattungstück mit Gesang und Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier Benutzung des Jules Verne'schen Romanes von Julius Freund.

Musik von Jean Gilbert.

In Szene gesetzt von Direktor Richard Schultze.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena Admirals-BadAllabendlich: **Tag und Nacht**Kunstlauf-Produktionen **:: geöffnet ::**

Prunkvolle Herren- und Damen-Abteilung

Eis-Ballets **Luxus-Bäder**Admirals-Theater **stets abwechslungs-****interes. Programm.****Victoria-Café**

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz**Kalte und warme Küche.****SCHAUSPIELSCHULE MARIA MOISSI**

BERLIN W., Kurfürsten-Strasse 116

unter Mitwirkung von **ALEXANDER MOISSI** und anderen namhaften Lehrkräften

Ausbildung bis zur Bühnenreife = Prospekte gratis =

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse Pavillon Mascotte

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Gabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat **neues** Programm.**Tafelbrot-Flaschenbrot**

besteht
aus
Kornmehl
Kornmehl.

Die Qualität ist unverwundbar!

*Das ist die richtige
Lampe!*



AEG

Metalldraht-Lampe

Nachtfalter Rattenschloss

U.d.Linden 27

Der Clou der
Berliner Nacht



Hochbetrieb
2-6 Uhr früh

Jägerstr. 63a

Das elegante moderne
Ballhaus

Allabendlich
Réunion
Anfang 11 Uhr



BERLIN

GRAND-HÔTEL DE RUSSIE

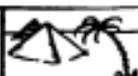
Georgenstrasse 22-23 (**Russischer Hof**) gegenüb. Bf. Friedrichstr.
300 Zimmer von M. 3.00 an, mit allem Komfort u. Telephon in jedem Zimmer —
Franz. Küche — Dejeunee, Soupers M. 3.00 — à la carte zu mässigen Preisen.
Herri. Garten-Terrasse. Eldorado im Herzen Berlins!

Neuheit: Pilsner Urquell u. Münchner Bier vom Fass!
Vernehmes Restaurant. . . Luxurlöse Festsäle. . . Intime Abend-Musik.

Neue Direktion: **Wilh. Krause.**



Reiseführer



Stahlbad Alexisbad i. Harz :: Hotel Försterling.

Amerkannt best empfohlenes Haus am Platze. Herrliche Lage am Walde. Eigenes Badehaus. Elektrisches Licht und W. C. Illustrierte Prospekte frei. Direktor: **Frosmann.**

Baden-Baden Pension Luisenhöhe

Haus I. Ranges in bester Kurlage.

Coblenz a. Rh. Hôtel Bellevue - Coblenzer Hof

Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Errungenschaft. d. Hôtelhygiene ausgestattet. Sitzungs- u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

„Kaiserhof-Elberfeld“

Neuerb. Haus erst. Rang. Denkbb. günstig.

Lage im Mittelp. d. Stadt Elberfeld, gegenüb. d. Hauptbf. Konferenz- u. Ausstellungszimmer. Zimmer v. M. 3.— ab.

BAD EMS · Hotel Englischer Hof m. Park Villa.

I. Ranges, mit allen modernen Einrichtungen. — Freie Lage gegenüber Park und Kgl. Badehaus. — Eigener grosser Garten. — **F. Schmitt**, Besitzer.

Bad Ems Hôtel Russischer Hof

Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Garmisch, Grand Hotel Sonnenbiehl

Haus I. Ranges, direkt am Wald u. See.

Hannover Palast-Hôtel „Rheinischer Hof“

Neu erbaut 1913.

Gegenüber dem Hauptbahnhof.

Ernst August Platz 4.

Vornehmes Wein-Restaurant. Fliess. kalt u. warmes Wasser, sowie Telefon in jed. Zimmer.

Wohn- u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 8550/8553. Dir: **Hermann Hengst.**

Hildesheim, Der Kaiserhof.

Haus d. D. Offiziervereins.

I. Haus am Platze. Vornehmes

Weinrestaurant. Konferenz-Säle. Inh. **W. Lange.**

KURHAUS MOSER :: BAD KISSINGEN

Ruhiger Aufenthalt, für geistige Arbeiter geeignet.

Köln, Hotel Comödienhof,

Komödienstr. 85—98. Tel. A. 4831 A 1219

Aller Komfort. Fließendes Wasser auf allen Zimmern. Mäßige Preise.

LUZERN Hotel Montana

Herrliche Lage. Haus I. Ranges.

LUZERN Hotel Schweizerhof

600 Betten

moderner

Komfort.

Besitzer: **Gebrüder Hauser.**

MAINZ : Hof von Holland

Altbekanntes, vornehmes Haus.

Monte Carlo Hotel des Princes

Das ganze Jahr geöffnet. Modernster Komfort.

Mäss. Preise. Vorzgl. Küche. Bes. **Euler-Musculus.**

München Hôtel „Marienbad“

Einziges

Garten-

hôtel Münchens. Vornehme, völlig ruhige Lage.

dar. f. geistige Arbeiter geeign. Grösst. Komfort.

Auf an den Rhein!

Der Rhein und seine Nebentäler das schönste Stromgebiet Deutschlands

zeichnet sich vor allem aus durch sein angenehmes Klima, seine unübertroffenen Verkehrsverhältnisse, insbesondere durch die einen Weltruf genießende **Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrt** und seine vortrefflichen Automobilstraßen. Am Rhein gibt es die schönsten Ausflugsorte und bietet derselbe den besten Erholungsaufenthalt. Die Besucher des Rheins finden in nachstehend bezeichneten Hotels vorzügliche Unterkunft und ausgezeichnete Verpflegung.

**Auskünfte und Prospekte durch den
Rhein. Verkehrsverein E. V. Coblenz**
(Landesverband für den Fremdenverkehr)



Düsseldorf:

Hotel Breidenbacher Hof
Grand Hotel Heck
Hotel Monopol-Metropol
Park-Hotel

Essen:

Hotel Kaiserhof

Köln:

Hotel Disch
Dom-Hotel
Monopol-Hotel
Savoÿ-Hotel

Bonn:

Grand Hotel Royal
Hotel Rheineck
Hotel z. goldenen Stern

Godesberg:

Hotel Godesberger Hof

Königswinter:

Hotel Berliner Hof
Hotel Düsseldorfer Hof
Hotel Europäischer Hof
Luftkurhotel Petersberg

Rolandseck:

Hotel Bellevue
Hotel Rolandseck-Groyen

Remagen:

Hotel Fürstenberg

Neuenahr:

Bonn's Kronen-Hotel

Koblenz:

Grand Hotel Bellevue-
Coblenzer Hof
Hotel Monopol-Metropol
Hotel zum Riesen-
Fürstenhof

Bad Ems:

Hotel Kgl. Kurhaus und
Römerbad
Hotel Englischer Hof und
Parkvilla

Boppard:

Hotel Bellevue u. Rhein-
hotel

St. Goar:

Hotel Lillie
Hotel Rheinfels
Hotel Schneider

Bacharach:

Hotel Herbrecht

Bingen:

Hotel Viktoria

Bad Kreuznach:

Kurhaus und Palais-
Hotel

Mainz:

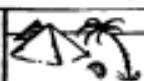
Hof von Holland

Mannheim:

Park-Hotel
Hotel National



Reiseführer



Thermal-Sol-Radium-
Bad Münster am Stein

Heilerfolge
bei

Rheumatismus, Gicht,
Frauen-Krankheiten,
Hals- u. Rachenleiden.

Grand Hotel Kaiserhof, Bad Nauheim

Bes. **B. H. Haberland.** Einziges allererstklassiges Haus direkt gegenüber den
Badhäusern. Im eignen großen Park gelegen. Modernster Komfort.

Pension Hennighausen, Partenkirchen

Vornehmes Haus mit großem Garten. Aller Komfort. Tel. 285.

PRAG Hôtel de Saxe Vornehmstes
Hôtel mit
modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

Rüdesheim a. Rh. Hôtel Holländischer Hof
Lieblingshaus der Gesellschaft.

Strassburg i. E. Restaurant Sorg

Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Wiesbaden :: Nassauer Hof Hochvorzügliches Hotel in
freier bevorzugter Ost-
und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eigenem
Kochbrunnenzufuß. 10 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

ZÜRICH HOTEL PELIKAN
Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

Saison Mai-September
freierlich von und zu
Gutfenberg'sches.

BAD NEUHAUS

Station Neustadt a. d. Saale.
Strecke Schweinfurt-Merano.
Sol- und Moorbäder, Trink- und
Bade-Kuren, Mittelstandspreise

Kohlensäure Kochsalzquellen.
Erprobte Heilkraft bei Magen- und
Darmkatarrhen, Gallensteinen, Rheu-
matismus, Gicht, Herzleiden, Frauen-
leiden, Hämorrhoidal-leiden u. s. w.

Prospekte u. Auskunft durch die Badeverwaltung

Bad Neuhaus a. d. Saale,
Fernspr.: Neustadt a. d. Saale No. 47.

Dr. Möller's
Sanatorium
Dresden-Neudorf

Diätet. Kuren
nach Schroth

berühmte Lage
Dirks, Heilbert
Lyon, Krankh.
Prong, u. Brodsk. (hr)

Abteilung f. Minibarbitelle: pro Tag 5 Mk.

Einjährigen- Anstalt, Dr. Paekelmann,
Berlin W 15, Gützelstr. 32.

Schriftstellern bietet eingeführt,
Buch- und Zeit-
schriftenverlag günstige Gelegen-
heit zur Veröffentlichung ihrer
Werke in Buchform.
Näheres unter L. W. 2476 durch
Rudolf Messe, Leipzig.

Das erste Moorbad der Welt

Eisen-Mineralmoor unerreicht in Qualität und Quantität. — 30000000 m³ eigener Moorbodensatz.

Bewährtes Herzheilbad

Ausschliesslich nur natürliche CO₂-Bäder in vollkommener Dosierung. . . . Ebenes Terrain.

FRANZENSBAD

Gratis-Prospekt

ausführlich u. reich illustr., durch die Kurverwaltung.

Dr. Rosell**Ballenstedt-Harz
Sanatorium**

für Herzleiden, Aderverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuerbautem höchsten Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

Herrliche Lage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

Herrliches Klima.

Ferien-Reisen nach dem Norden

mit der

„Thalia“ des Österreichischen Lloyd**VII. „Erste Nordlandfahrt: Nordische Städtereise“**

vom 19. Juni bis 8. Juli. — Von Amsterdam über Brunsbüttel, Kiel, Stockholm, Kopenhagen, Christiania, Koperwik, Odda, Noreimsund, Tasse, Bergen, Koperwik, Helgoland nach Amsterdam. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka M. 406. — an.

VIII. „Zweite Nordlandfahrt: Nach dem Wikingerlande“

vom 11. bis 31. Juli. — Von Amsterdam über Koperwik, Osterwik, Sabö, Oie, Hellesylt, Merok, Raftsand, Tromsö, Nordcap, Hammerfest, Lyngen, Swartisen, Drontheim, Molde, Loea, Balholmen, Lister, Gudvangen, Bergen, Koperwik, Helgoland nach Amsterdam. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka M. 406. — an.

IX. „Dritte Nordlandfahrt: Nach Spitzbergen und dem ewigen Eis“

vom 3. bis 30. August. — Von Amsterdam über Molde, Tromsö etc., Nordcap zur Grenze des ewigen Eises, Spitzbergen (Virgohafen, Magdalenen-Bay, Cross-Bay, Bell-Sund), Hammerfest, Drontheim, Bergen nach Amsterdam. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka Mk. 560. — an.

Landausflüge durch Thos. Cook & Son.

X. „Bäderreise“ vom 1. bis 28. September. — Amsterdam, Cowes (Insel Wight), Bayonne (Biarritz), Arosa Bay (Santiago), Lissabon, Cadix (Sevilla), Tanger, Gibraltar, Malaga (Granada), Algier, Tunis, Malta, Corfu, Cittaio, Busi (Grotte), Brioni, Triest. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka M. 500. — an.

Prospekte gratis und Auskünfte bei dem Oesterreichischen Lloyd: Berlin, Unter den Linden 47; 45a, Wallrafplatz 7, Koberfeld, Reisebureau Schnerb & Hartmann, Hotel Kaiserhof; g. d. Hauptbahnhof, Frankfurt a. M., Kaiserstraße 31; München, Weinstraße 7, Hamburg, Neuer Jungfernstieg 7; Breslau, Alfred Köhn, Christianstraße 11, Leipzig, Friedrich Otto, Georgring 3, Breslau, Weltreisebureau Kap. von Kloch, Neue Schweidnitzer Straße 6, Wien I., Kärntner- ring 6; Genf, A. Nuttal, le Coultre & Co., Grand Quai 24; Prag II, Wenzelsplatz 67

Neue Börse. : Rudolf Bange's Gemäldesäle in Frankfurt a. M. : Börsenplatz.
Ständige Verkaufsausstellung von Gemälden erster moderner Meister. Versteigerungen von Gemälden, Antiquitäten, Kunstsachen aller Art, einzeln oder in ganzen Sammlungen zu kulantesten Bedingungen. — Ca. 900 wissenschaftlich angefertigte Kataloge erschienen. — Verlangen Sie bitte Katalog P.

Tempelhofer Feld

In dem neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4—7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebenglass versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 71, 76 K, 99, 35 und 41. Autoomnibus 4c. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse—Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtolletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.



≡ Für bekannten Großgrundbesitzer ≡

in den besten Jahren, von zäher Energie und großer Arbeitskraft welcher seinen 4000 Morgen großen Besitz verkauft und unbegrenzt Vertrauen verdient, suche ich angemessene Position als

- Kammerdirektor,
- Generalbevollmächtigter,
- Chef einer Hofhaltung oder Schloßverwaltung,
- Leiter von Güterverwaltungen jeder Art und Größe,
- Vorstand einer Vermögensverwaltung,
- Delegierter einer Hypotheken- oder Großbank,
- Finanztechnischer Beirat, auch Repräsentant vornehmer Persönlichkeit,
- oder ähnlichen Wirkungskreis,

eventuell interimistisch. Derselbe besitzt reiche Erfahrung auf allen Gebieten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens, besonders in Organisation und Finanzwesen, ist weitgereist, sprachenkundig (Französisch, Englisch, Italienisch), hat großes diplomatisches Geschick in politischen Angelegenheiten und außerordentliche Personalien-Kenntnisse.

In Adels-, Standes- und Ordenssachen ungewöhnlich erfahren. Für jegliche Repräsentation und schwierige Missionen, auch im Ausland, hervorragend geeignet.

Zuschriften unter „Kammerherr“ an die Anzeigenverwaltung der Wechenschrift „Die Zukunft“, Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207, erbeten.

Zucker—kranke erhält.
—tollent. Broddäre
—fürt eine auf-
—löserregende Einbedung. Dönt
—bröndere Dönt. Dospföranbret
—nach juns Deusch. Heildopent
—angewendet. Verfahren hergeköllt.
—Böüerte gesüht an Apotheker
—Drä A. Uecker & M. B. G.
—Niewerle 11a b. Gimmertfeld.

Ferd. Rothschuh
Hörl.
Bandagen
Erfurt

Rennen zu Hoppegarten

Zweites Frühjahrs-Meeting

Zweiter Tag

Sonntag, den 7. Juni, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

Silbernes Pferd,

von Sr. Majestät dem Hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz verliehen, und garantiert
13 000 Mark.

Holländer-Rennen

(Preise 13 000 M.)

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagssäulen

Preise der Plätze:

| | |
|--|----------|
| Ein Logenplatz I. Reihe | Mk. 10,— |
| do. II. „ | „ 9,— |
| Ein I. Platz Herren | „ 9,— |
| do. Damen | „ 6,— |
| Ein Sattelplatz Herren | „ 6,— |
| do. Damen | „ 4,— |
| Sattelplatz Damen und Herren | „ 3,— |
| Ein dritter Platz | „ 1,— |

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 60 000 000.— Mark. — Reserven 8 400 000.— Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG

Zweigniederlassungen bezw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismark i. Alt., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egein, Eibenstock, Eilenburg, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhäuser (Kyth.), Gardlegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hersfeld, Hetschtedt, Ilversgraben, Kamenz, Klotze i. Alt., Langensalza, Lommatalzsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg i. A., Osterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riessa, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br., Sebnitz, Sondershausen, Stendal, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberg (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magdeburg), Wurzen i. S., Zeitz, Kommandit i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

WERKSTÄTTEN FÜR ANGEWANDTE KUNST

Künstlerische Leitung: **CÖLN** *Ständige Ausstellung:*
Selbst-Kröger, Architekt *Minaritenstr. 7-9*
Regierungsbaumstr. 21 *Terrassenstr. 210*

**WOHNHAUSBAU · WOHNUNGSEINRICHTUNGEN
EINZELMÖBEL · TEPPICHE · BELEUCHTUNGSKÖRPER**

Wer krank ist

erhält umsonst mein Schriftdien
über Behandlungsmethoden und
gute Mittel zur Behandlung von
Wagenleiden, Verstopfung, Hämorrhoiden,
Blutarmut, Bleichsucht,
Nervosität, Gicht, Rheuma, Ischias,
Ausschläge, Flechten, Beinwunden.

Sieien wurde geholfen!

Krankenschwester Marie

WIESBADEN-K. 219
Adelheidstraße 13.

*Gute
Nährmittel für
Diabetiker!
Buch frei. Fromm & Co.
Kötzschenbroda IIIb.*

Der erste Küchenchef des Thüringer Waldsanatoriums Schwarzeck in Bad Blankenburg-Thüringerwald, Reinhard Eble, ist auf der internationalen Kochkunstausstellung, die vom 6. bis 17. Mai im „Clou“ zu Berlin stattfand, für seine ausgefallenen vegetarischen Platten und für Delikatessen mit der goldenen und silbernen Medaille, und der zweite Chef, Wilhelm Haug, für einen aus Hutzucker gemischten Tafelauffatz und für Pastisseries mit der silbernen Medaille ausgezeichnet worden.

Sechsen erschien d. 4. Auflage von

Das Kamasutram des Vatsyayana.

(Die Indische Liebeskunst).

A. d. Sanskrit übs. v. R. Schmidt
500 Seit. br. 12 M. Geb. 14 M.

Inhalt: I. Allg. Teil, II. Ueb. d. Liebesgenuss,
III. Der Verkehr m. Mädchen, IV. D. verheir.
Frauen, V. D. fremd. Frauen, VI. D. Hetären,
VII. Die Geheimlehre.

Liebe und Ehe in Indien.

Von Rich. Schmidt. 571 Seit. 10 M. Geb.
11½ M. Lux.-Ausg. 20 M.

Ausführliche Prospekte üs. kultur-
u. sittengeschichtl. Werke gratis free.

**H. Barsdorf, Berlin W. 30,
Barbarossastr. 21 II.**

Vom Adel der Versöhnung

Seite 124: „Eher möchten Sie, wenn das
möglich wäre, Ihre Eigenart zerstören, als
daß Sie zu Menschen, bei denen Sie in-
stinktiv fühlen, daß eine geheime Kluft
trennt, ein feines Verständnis unmöglich
sagen möchten, was Sie bewegt, erschüt-
tert, was Ihre Sehnsucht, Ihre Hoffnung aus-
macht.“ Diese Worte aus dem Liebeschen
Buche vom Adel der Versöhnung (vergrif-
fen) sollen Eines erkennen lassen: daß die
großzügigen Charakterbeurteilungen von
P. P. L. mit sonst bekannten Schriftdeu-
tungen nicht zu verwechseln sind. Prospekt
über Seelenanalysen in Briefform frei.
P. Paul Liebe, Augsburg I.

Rennen zu Hoppegarten

Zweites Frühjahrs-Meeting

Dritter Tag

Montag, den 8. Juni, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

Preis der Diana

Preise 26 000 M.;

hiervon dem ersten Pferde Staats-Preis 20 000 M.

Gulliver-Rennen

(Preise 7 300 M.)

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagssäulen

Preise der Plätze:

| | |
|--|----------|
| Ein Logenplatz I. Reihe | Mk. 10,— |
| do. II. " | " 9,— |
| Ein I. Platz Herren | " 9,— |
| do. Damen | " 6,— |
| Ein Sattelplatz Herren | " 6,— |
| do. Damen | " 4,— |
| Sattelplatz Damen und Herren | " 3,— |
| Ein dritter Platz | " 1,— |

UNION-BANK

CENTRALE in MOSKAU

Vollgezahletes Kapital 30 000 000 Rubel
Reserven 5 281 523 „

• Über ganz Russland ausgedehntes Filialnetz, 82 Filialen, 13 Agenturen.
Filialen in Deutschland: **Berlin, Danzig, Kiebitsberg.**
Ausgedehnte Facilitäten für bankgeschäftliche Transaktionen mit Russland.

Union-Bank Filiale Berlin, Unter den Linden 53.

Actiengesellschaft für Montanindustrie.

Bilanz per 31. März 1914.

| Aktiva. | M. | pf |
|---|-----------|----|
| Kassa und Sorten | 53 958 | 90 |
| Effekten-Bestände | 2 165 421 | 54 |
| Konsortial-Beteilig. | 808 963 | 64 |
| Konto-Korrent-Debit. a) ged. M. 799179,60 b) unged. . . 390105,76 | 1 189 285 | 36 |
| außerdem: Bürgsch.- Debitor. M. 100 000,— Grundstück Wilhelm- str. 70 b M. 700 000,— %. Hypoth. 500 000,— | 200 000 | — |
| Immob.-K. m. Zubehör | 116 322 | 06 |
| Mobilien-Konto | 1 | — |
| Verlust | 248 441 | 68 |
| | 4 782 394 | 18 |
| Passiva. | M. | pf |
| Aktien-Kapital-Konto | 4 250 000 | — |
| Oblig.-K. M. 840 000,— zurückgek. 457 000,— | 383 000 | — |
| Obligation.-Rückz.-K. | 44 880 | — |
| Obligat.-Zinsen-Konto | 7 040 | — |
| Obligationen-Agio-Kt. | 7 660 | — |
| Konto-Korrent-Kredit. außerdem: Bürgsch.- Verpfl. M. 100 000,— | 89 814 | 18 |
| | 4 782 394 | 18 |

Schriftsteller !!

Belletristik und Essays gesucht

zur Veröffentlichung in Buchform!

Erdegeist-Verlag, Leipzig 13.

Teltower Kanalterrain-Aktien- Gesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1913.

| Aktiva. | M. | pf |
|--|-----------|----|
| 1. Noch nicht eingezahltes Aktienkapital | 950 000 | — |
| 2. Terrain-Konto | 4 812 631 | 63 |
| 3. Teltow. Lösch- u. Ladestellen G. m. b. H. | 50 000 | — |
| 4. Hypotheken-Guthaben-Konto | 117 000 | — |
| 5. Teltow-Industriebahn G. m. b. H. | 105 000 | — |
| 6. Straßenb.-Konto | 856 938 | 35 |
| 7. Inventar-Konto | 1 | — |
| 8. Kaut. (Fremde) | 26 500 | — |
| 9. Kautionen (Eig.) | 14 443 | 35 |
| 10. Kassa-Konto | 3 559 | 63 |
| 11. Konto-Korrent-Konto (Debit) | 195 291 | 32 |
| 12. Anschlußgleis-Konto | 542 | 68 |
| 13. Gewinn- u. Verlust-Konto | 474 584 | 03 |
| | 7 606 491 | 99 |
| Passiva. | M. | pf |
| 1. Akt-Kapital-Konto | 6 900 000 | — |
| 2. Hypotheken-Schulden-Konto | 450 000 | — |
| 3. Kaut. (Fremde) | 26 500 | — |
| 4. Aval-Konto (Kaut.) | 14 443 | 35 |
| 5. Konto-Korrent-Konto (Kredit) | 215 548 | 64 |
| | 7 606 491 | 99 |

Der Vorstand der Teltower
Kanalterrain-Aktien-Gesellschaft.

Grabowski. Lucas.

Eine Bilanznummer im deutschen Motorradspport waren die Berliner Bahnrennen am 24. Mai. Die Veranstaltungen wurden mit großer Spannung von Tausenden verfolgt. Es siegte hier auf der ganzen Linie der Continental, und ist ihm dieser Erfolg um so mehr zu gönnen, als denselben die Verbesserung durch Schaffung zweifachspröcherer Reifen und Riemen am Herzen lag. Der Sieger des Internationalen Stundenrennens wunderte sich selbst, daß trotz der zeitweilig erreichten Geschwindigkeit von 107 km die Stunde die Abnutzung des Continental-Motorrad-Pneumatiks und Reifens nur eine sehr geringe war.

Julius Pintsch Aktiengesellschaft.

Bilanz-Konto per 31. Dezember 1913.

| Aktiva. | | | Passiva. | | |
|--|------------|-----|---|------------|-----|
| | M. | pf. | | M. | pf. |
| Grund und Gebäude | 6 839 433 | 96 | Aktien-Kapital | 18 000 000 | — |
| Maschinen, Werkzeuge und Utensilien | 2 686 999 | 01 | Reserve-Fonds | 1 800 000 | — |
| Pferde und Wagen | 2 | — | Spezial-Reserve-Fonds | 900 000 | — |
| Modelle | 4 | — | Teilschuldverschreib.-Kto I Ausgeloste, aber nicht ein- gelöste Teilschuldverschreib. | 6 071 000 | — |
| Patente | 4 | — | Teilschuldverschreib.-Kto II | 4 000 | — |
| Effekten und Stückzinsen | 893 793 | 81 | Beamten-Unterstützungs-Fds. | 500 000 | — |
| Kassa | 317 734 | 36 | Arbeiter-Unterstützungs-Fds. | 350 000 | — |
| Wechsel | 205 719 | 56 | Steuern-Reserve-Fonds | 100 000 | — |
| Aval-Konten | 2 298 287 | 90 | Dividendenscheine | 1 460 | — |
| Beteiligungen | 3 893 957 | 39 | Amortisations-Hypothek: Andreasstr. 71/73 | 3 072 | 01 |
| Schuldner | 7 630 547 | 34 | Aval-Konto | 2 288 287 | 90 |
| Bankguthaben | 651 709 | 04 | Gläubiger | 2 004 529 | 71 |
| Vorräte | 8 394 589 | 68 | Reingew. 1913 M. 1 512 970,23 Gewinnvortrag aus 1912 | 1 680 482 | 43 |
| | 33 812 781 | 06 | | 33 812 781 | 03 |

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1913.

| Soll. | | | Haben. | | |
|--|-----------|-----|--|-----------|-----|
| | M. | pf. | | M. | pf. |
| Verwaltungs- u. Handlungs- Ulkosten | 3 297 790 | 94 | Fabrikations-Gewinn | 7 753 614 | 78 |
| Stener | 372 153 | 11 | Gewinn bei dem Verkauf eines Grundstückes | 25 300 | — |
| Wohlfahrts-Ausgaben | 259 001 | 17 | Mietseingänge | 4 865 | 43 |
| Verlust auf Auswärtigen | 26 000 | 59 | Effektenzinsen | 27 743 | 96 |
| Verlust auf Effekten | 16 808 | 75 | Gewinn bei Beteiligungen | 339 756 | 04 |
| Versicherungen | 43 281 | 42 | Zinsen | 129 456 | 83 |
| Disagio & Teilschuldversch. Teilschuldverschreibs.-Zins | 6 570 | — | | | |
| Abschreibungen | 1 630 813 | 86 | | | |
| Reparaturen u. Unterhaltung | 738 935 | 57 | | | |
| Reingewinn | 1 512 970 | 23 | | | |
| | 8 279 855 | 63 | | 8 279 855 | 63 |

Die Gewinnanteilscheine per 1913 gelangen bei der Kasse der Gesellschaft in Berlin, der Berliner Handels-Gesellschaft in Berlin, der Deutsche Bank in Berlin mit M. 90,— pro Stück von morgen ab zur Auszahlung.

Berlin, den 28. Mai 1914.

Julius Pintsch Aktiengesellschaft.
Der Vorstand.

Auf das
Wie? und Wo?

*kommt es an, wenn Sie in einer auswärtigen Zeitung mit Erfolg
irgend etwas inserieren wollen. Sachgemäße Beratung u. Aus-
führung zu Originalzeilenpreisen ohne jeden Aufschlag durch die*

Annoncen Expedition Alfred Weiner
Berlin S.W. 68. Friedrichstr. 207

*Übernahme ganzer Reklame-Etats, zeichnerisch. Entwürfe.
Kostenanschläge ohne jede Verbindlichkeit.*

Bad Elster. Das unter der Leitung der Intendanz des Herzoglich Altenburgischen Hoftheaters stehende neue hiesige Kurtheater öffnete am 22. Mai zum ersten Male seine Pforten. Die Eröffnungsvorstellung, der der König von Sachsen sowie ein auserlesenes Publikum beiwohnte, verlief glänzend.

Die Kurliste verzeichnet bereits eine Besucherzahl von gegen 3000; sie ist demnach um 200 größer wie im Vorjahre.



— und wie Sie heutzutage nicht mehr Postfutsche fahren, sondern sich die neuesten Erfindungen zunutze machen, so sollten Sie auch Ihre Correspondenz nur mit Hilfe von

Lindström's
Parlograph
entledigen!



Carl Lindström Aktiengesellschaft
Berlin O 17

Alleinvertrieb für Berlin und Provinz Brandenburg:

Parlograph-Diktiermaschine Arthur Weil, Berlin W. 8, Friedrichstrasse 56/57.



Bergmann-Metallurgique

Fabrikate der Bergmann-Elektrizitäts-Werke A. G. Berlin.

Tourenwagen

Lastwagen

Berlin-Halensee, Joachim-Friedrich-Strasse 37.

Inseraten- „Die Zukunft“ aus **Anzeigenverwaltung** Berlin SW 68, Friedrichstr. 207, Fensdorfer Ztr. 37 10 u. 9797
Annahme für **Alfred Weiner** — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.



TRUSTEEREI

Schneiders Kunstsalon Frankfurt a. M. **Rossmarkt 23**
 Gemälde und Graphik I. Ranges.

NATÜRLICHES KARLSBADER SPRUELSALZ

SALZ
 ist das allein echte Karlsbader
 Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Autoren

bietet Buchverlag günstigste Bedingungen
 Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
 Berlin-Malensee

Steuerberatung

In all' Ihren **Steuersachen** vertritt und berät Sie **Steuerkontor** G. m. b. H.
 Berlin SW. 11, Großboerenstr. 96
 Tel.: Amt Lützow 7365
 Prospekt „D“ frei.

— Angrenzend Schreierbau. —
Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 37. (Camphausen) Tel. 37.
 Bahnlinie: Warmbrunn - Schreierbau.

Petersdorf im Riesengebirge
 (Bahnhstation)

Erholungsheim
Hötel Sanatorium

Neuzeitliche Einrichtungen. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höheanlage. Zente d. schönst. Ausflüge in Berg u. Tal. Luftbad, Übungsapp., alle Electr. (sehr billig, da eig. Electr.-Werk) u. Wasseranwendungen (ausschließlich kohlensäurereiches Quellwasser).
 Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab. im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.

Näh.: Camphausen, Berlin SW. 11.

Manches BON MOT

werden Sie an Ihrem Herrenabend der anregenden Wirkung einer feinen Cigarette zu verdanken haben. Der Duft einer würzig aromatischen Salem Aleikum oder milden Salem Gold Cigarette verbreitet eine behagliche animierte Stimmung unter den Gästen.

SALEM ALEIKUM SALEM GOLD (Goldmündstck) CIGARETTEN

Etwas für Sie! Preis № 3 4 5 6 8 10
3 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stk.

Echt mit Firma.



Orient Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Dresden, Inh. Hugo Zietz,
Hofl. S. M. d. Königs von Sachsen.



Trustfrei!

Zu haben in den besseren
Cigarren-Geschäften.

Bad Hersfeld

Trink- und Badekuren mit dem altberühmten

Lullusbrunnen

vorzüglich bewährt bei

Magen- und Darmleiden,

Darmträgheit, Fettleibigkeit,
Leberleiden, Gicht,

Zuckerkrankheit, Gallensteinen.

Großer Kurpark. Herrliche, waldreiche
Umgebung, nervenstärkendes Klima

Komfortables Kurhotel unter ärztlicher Aufsicht.

Kurzeit i. Mai bis 1. Oktober: Ausführl. Auskunft durch die Kurverwaltung.